

FORVM

ÖSTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

REDAKTION: FRIEDRICH HANSEN-LÖEVE · FELIX HUBALEK · ALEXANDER LERNET-HOLENIA · FRIEDRICH TORBERG

I. JAHR

WIEN · DEZEMBER · 1954

HEFT 12

ZUR DEUTSCHLAND-DEBATTE
DAS GEMEINSAME / DAS TRENNENDE

FRANZ JOSEF SCHÖNINGH / ROLAND NITSCHKE

RÜSTUNG OHNE KRIEG?

EINE INNERAMERIKANISCHE DISKUSSION
ÜBER DEN ISOLATIONISMUS

OSCAR POLLAK
PRESSE UND RECHT

EIN VORSCHLAG ZUR BILDUNG EINES ÖSTERREICHISCHEN PRESSERATS

BRUNO WALTER
ÜBER DIE KLARHEIT IN DER MUSIK (II)

FRIEDRICH TORBERG
DIE FRÖHLICHEN OSTLANDFAHRER

BÜCHER-RATGEBER

BEITRÄGE VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA, HELMUT A. FIECHTNER,
GEORGE MIKES, WIELAND SCHMIED UND ANDEREN

U. of ILL. LIBRARY
OCT 29 1955
CHICAGO CIRCLE

FORVM

erscheint mit Unterstützung des „Congrès pour la Liberté de la Culture“, einer internationalen Organisation, deren Hauptsitz sich in Paris befindet und in deren Rahmen auch die Zeitschriften PREUVES (französisch), ENCOUNTER (englisch) und CUADERNOS (spanisch) publiziert werden. Mit andern Organisationen als dem internationalen „Kongreß für die Freiheit der Kultur“ steht FORVM in keinem Zusammenhang.

Redaktion und Verwaltung: Wien VII. Museumstraße 5, Tel. B 30-4-66. Eigentümer, Herausgeber und Verleger: „Schriften zur Zeit“ Ges. m. b. H. Verantwortlicher Redakteur: Alfred Korn. Alle Wien VII. Museumstraße 5. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V.

FORVM erscheint am Beginn eines jeden Monats. Einzelpreis S 4.— (Deutschland DM 1.—, Schweiz Sfr. 1.—). Abonnementpreis: halbjährig S 20.— (DM 5.—, Sfr. 5.—), ganzjährig S 40.— (DM 10.—, Sfr. 10.—).

Einzahlungen im In- und Ausland: Creditanstalt Bankverein Wien, Konto Forum-F 1618, oder auf Postsparkassenkonto 151.804.

Unverlangte Manuskripte werden nur dann zurückgeschickt, wenn ihnen das entsprechende Porto beilag.

INHALT

Ein Jahr FORVM	2	MUSIK	
Glossen zur Zeit.	3	<i>Bruno Walter</i> : Über die Klarheit in der Musik (II)	21
Zum Thema Österreich—Deutschland		<i>Helmuth A. Fiechtner</i> : Ernst Krenek	22
<i>Franz Josef Schöningh</i> : Das Gemeinsame	5	LITERATUR	
<i>Roland Nitsche</i> : Das Trennende	6	Kleiner Geschenk-Ratgeber	23
<i>Oscar Pollak</i> : Presse und Recht	8	<i>A. Lernet-Holenia</i> : Drei österreichische Gedichte	25
Isolationismus?		THEATER	
<i>Willi Schlamm</i> : Gerüstet — und bereit	11	Rückschau, Spielplan, Kalender	26
<i>Frank Chodorov</i> : Gerüstet — aber wozu bereit?	13	Zwei Kulissen-Probleme	27
<i>Friedrich Torberg</i> : Die fröhlichen Ostlandfahrer	15	Sartre im Theater der Courage	28
<i>George Mikes</i> : Schwedenplatte	17	FILM	
FORVM des Lesers	19	<i>Wieland Schmied</i> : Cinemascope	29
		Inhaltsverzeichnis des Jahrganges 1954	31

Signierte Beiträge drücken die Meinung ihrer Autoren aus, nicht unbedingt die des FORVM

Nicht signierte Beiträge sind Gemeinschaftsarbeiten von Mitgliedern der Redaktion

EIN JAHR FORVM

Vor zwölf Monaten erschien an dieser Stelle der erste Artikel des neu herausgekommenen FORVM. Wir betitelten ihn „An Stelle eines Leitartikels“ — teils aus Verlegenheit (weil uns nichts Besseres einfiel), teils aus Abneigung gegen die Wichtigtuerei angesagter Eröffnungstiraden, und teils, weil es ja wirklich kein Leitartikel im formellen Sinne war, sondern eine erste, durchaus nicht formelle Fühlungnahme mit unseren Lesern.

Die gab es damals noch gar nicht, unsere Leser. Wir hofften nur und wünschten sehr, daß es sie gäbe. Wir wußten nicht, für wen wir diese Zeitschrift machten. Wir hatten nur eine vage Vorstellung von „vielen netten und intelligenten Menschen, die eine Zeitschrift wie diese eigentlich kaufen müßten“. Jetzt kam es darauf an, ob sie sich finden würden.

Nun: sie haben sich gefunden. Die Befürchtung, die wir in jenem ersten Leitartikel, der keiner war, desgleichen ausgedrückt hatten — daß wir uns vielleicht zu viel vorgenommen haben und den Weg gehen würden, den bisher alle derartigen Zeitschriften in Österreich gegangen sind (nämlich ein-) — diese Befürchtung erwies sich als grundlos. Wir sind nicht eingegangen. Wir sind auch noch nicht ganz so prächtig aufgeblüht, wie wir gerne gewollt hätten, dazu wird noch manches getan werden müssen, von uns für unsere Leser und von unseren Lesern für uns — aber wir haben uns recht anständig durchgebracht und sind heute im keineswegs saftigen Nährboden der österreichischen Kulturlandschaft ziemlich fest verwurzelt (wobei nicht nur eine allseits belebende Anerkennung zu unserem Gedeihen beiträgt, sondern auch das Gift, mit dem gelegentlich nach uns gespritzt wird). FORVM hat nach einjährigem Bestehen seinen eigenen, eindeutig umrissenen Platz innerhalb der österreichischen Publizistik. Es hat sich ihn selbst geschaffen, und wenn auf diesem Platz kein FORVM stünde, so wäre er leer.

Indessen möchten wir im zwölften Heft unseres ersten Jahrgangs so wenig in ruhmredige Memoiren verfallen, wie wir im ersten Heft mit einem pompösen Programm dahergekommen sind. Ob und inwieweit wir den Verpflichtungen, zu denen wir uns damals bekannt haben, tatsächlich gewachsen waren, mögen unsere Leser selbst beurteilen. Der Jahres-Index am Schluß

dieses Hefts gibt ihnen einen Überblick über unsere Bemühungen, und auf der Steck-Karte, die zu neuem Abonnement einlädt, ist durch einige kurze Zitate angedeutet, welche Resonanz FORVM im In- und Ausland gefunden hat. Indessen empfinden wir all diese Lobsprüche nicht etwa als Bestätigung eines schon erreichten Ziels, sondern als Ermutigung, dieses Ziel weiterhin und auf dem eingeschlagenen Weg anzustreben. Wir danken allen, die uns auf diesem Weg im ersten Jahr begleitet haben. Wir danken ihnen für Aufmunterung und Kritik, für Anregung und Widerspruch, und wir bitten sie, diese Art des persönlichen Kontakts mit einer Zeitschrift, die ja im technisch-kollektivistischen Wirbelsturm der Zeit nicht zuletzt die Kontur der Persönlichkeit fixiert wissen will, auch in Hinkunft zu pflegen und womöglich zu intensivieren. Wir bitten sie um Nachsicht für begangene Fehler und für noch nicht bewältigte Übelstände technischer Art. Wir werden uns bemühen, es im kommenden Jahr besser zu machen.

Unsere Freunde vom „Kongreß für die Freiheit der Kultur“ in Paris (nette und intelligente Menschen auch sie, sonst würden sie uns ja nicht unterstützen) haben es uns ermöglicht, diese unsere Bemühung im kommenden Jahr auf breiterer Grundlage fortzusetzen: FORVM erscheint ab Januar 1955 mit 40 statt 32 Seiten und in attraktivem, härterem Umschlag; der Preis des Einzelheftes erhöht sich trotz den Kosten dieser sehr wesentlichen Ausgestaltung nur um einen Schilling. Im übrigen wird FORVM bleiben, was es war: eine Tribüne der freien Aussprache über alle Fragen des kulturellen und politischen Zeitgeschehens, unter der gleichen redaktionellen Leitung wie bisher. Und wie bisher sollen nur zwei Spielarten zeitgenössischer Äußerungsform dem FORVM ferngehalten werden: totalitäre Korruption und tierischer Ernst.

Den Anfang haben wir glücklich hinter uns. Wir sind nicht sicher, ob wir damit auch schon das wirklich Schwere hinter uns haben. Dem Sprichwort zufolge hätten wir's. Wilhelm Busch versichert uns nicht minder überzeugend des Gegenteils — es würde in passender Abwandlung lauten: „FORVM werden ist nicht schwer, FORVM sein dagegen sehr.“ Verhalte sich das wie immer — wir versprechen unseren Lesern, daß wir's uns auch weiterhin nicht leicht machen werden, FORVM zu sein.

GLOSSEN ZUR ZEIT

SEIT DEM „EISERNEN VORHANG“ hat es kein politisches Schlagwort gegeben, das von den Massen so nachdrücklich Besitz ergriffen hätte, wie die im Grunde nichtsagende, angesichts der Zerrissenheit unserer Welt geradezu grotesk-banale Phrase von der Koexistenz. Der „eiserne Vorhang“ war das zuzusagen sichtbare Requisit des „kalten Kriegs“. Churchill hatte den Slogan 1948 geprägt und ventilierte damit des Westens bittere Enttäuschung darüber, daß die „Eine Welt“ der großen Allianz (die ja nicht allein eine Wahnidee des todkranken Roosevelt, sondern auch das weltpolitische Leitmotiv des republikanischen Präsidentschaftskandidaten Willkie gewesen war) sich nun doch als zweigeteilt erwies. Das Schlagwort von der „Koexistenz“ charakterisiert den herauf-tämmelnden „kalten Frieden“ — ein prägnantes Wort, das man kürzlich im „Manchester Guardian“ lesen konnte, wo es als „cool peace“, also eigentlich „kühler Friede“ auf-taucht. Ob kühl oder kalt — man wird jedenfalls nicht warm dabei und sagt statt dessen lieber Koexistenz. Denn dieses farblose, neutrale Wort drückt ein Gefühl aus, das man angesichts der gegebenen Sachlage gar nicht empfinden dürfte und das man trotzdem nicht zurückdrängen kann: das Gefühl einer im Grunde schamlosen Erleichterung. Wenn wir „Koexistenz“ sagen, meinen wir nicht das „Ko-“ und fragen uns nicht, von wem oder was unsere Existenz abhängt. Wir existieren. Wir leben zwar prekär, aber wir leben. Wir sind zwar von Tisch und Bett geschieden, wir können einander nicht ausstehen und rauen uns gegenseitig alles mögliche zu — aber wir müssen zusammen wohnen. Als der amerikanische Verteidigungsminister Wilson gefragt wurde, ob er die Koexistenz mit Rußland befürworte, antwortete er: „Ich wüßte nicht, was ich dagegen tun könnte; wir befinden uns alle auf demselben Planeten“. Er widerstand der Versuchung, hinzuzufügen: „Ich wollte, ich wäre auf dem Mars“.

DER WECHSEL VOM KALTEN KRIEG ZUM KALTEN FRIEDEN wurde durch zwei Faktoren entscheidend beeinflusst und ermöglicht: durch den lähmenden Gedanken an die H-Bombe und durch Stalins Tod, der die neuen sowjetischen Machthaber in die Lage versetzte, eine ungleich flexiblere Politik zu betreiben, als es unter der vorangegangenen Ein-Mann-Diktatur jemals möglich gewesen wäre. Der von Stalin angezettelte Korea-Krieg wurde beendet, in den Satellitenstaaten wurden die Zügel gelockert, Stalins innenpolitisches Werkzeug Berija wurde liquidiert, und die von Stalin inszenierte Großsäuberung wurde abgeblasen: von der „Verschwörung der Kreml-Ärzte“, die im Gegenteil eine Polizeiverschwörung war, bis zur „Verschwörung der Brüder Field“, die sich soeben als schlichter Irrtum entpuppt hat, wurde rückgängig gemacht, was sich irgend rückgängig machen ließ, und vielleicht darf im Rahmen der toleranteren Religionspolitik sogar für die Seelen der irrtümlich Hingerichteten gebetet werden. Auch „jene Räuberbande, die Jugoslawien regiert“, ja Tito selbst, nach Trotzki der abscheulichste Häretiker im stalinistischen Kalender, wird von Stalins Nachfolgern im Kreml mit Trinksprüchen bedacht. Ein Stück Stalinscher Weltgeschichte ist zusammengebrochen, und über den schmutzigen Scherben erhebt sich — wohlbeleibt, einträchtig und triumphierend — die neue, die kollektive

Führerschaft. Wir werden es bis auf weiteres mit einem Kommunismus zu tun haben, dem die spezifisch Stalinsche Prägung abgeht. Um so viel ist die Kriegsgefahr tatsächlich geringer, die Möglichkeit der „Koexistenz“ tatsächlich größer geworden — und die kommunistische Ideenpropaganda gefährlicher.

DAS WERBEN UM TITO ist ein Beispiel von vielen, die in diesen Zusammenhang gehören. Die russische Politik gegenüber Jugoslawien hat sich auf eine „sozialistische Sachlichkeit“ besonnen, die für den Arbeitsstil der neuen Machthaber überhaupt kennzeichnend ist. Und Tito, der dem Gott im Kreml als einziger zu trotzen gewagt hat, befindet sich nun in der glücklichen Lage, beider Welten Bestes zu genießen. Er wird demnächst mit Washington und Moskau, mit Athen und Bukarest, mit London und Peking auf gleich herzlichem Koexistenz-Fuß stehen und wird den Beifall des versammelten Friedenslagers einheimen. Ob Moskau damit einen Verbündeten gewinnt, bleibt zunächst fraglich. Es neutralisiert jedenfalls einen Verbündeten des Westens, schwächt die Achse Ankara — Athen — Belgrad und gewinnt neuen ideologischen Einfluß. Indem Malenkov und Chruschtschow die Verdammung Titos durch Stalin mit unverhohlener Verachtung in ein Orwellsches Gedächtnisloch warfen, haben sie die verzerrte Perspektive wieder begradigt, das Zwielficht hellt sich dialektisch auf, und siehe da: ist Tito nicht immer ein Kommunist gewesen? Ist er nicht auch einer geblieben? Hat sich der Parteiapparat etwa nicht behauptet, wurde ein Djilas nicht mundtot gemacht? Nun also.

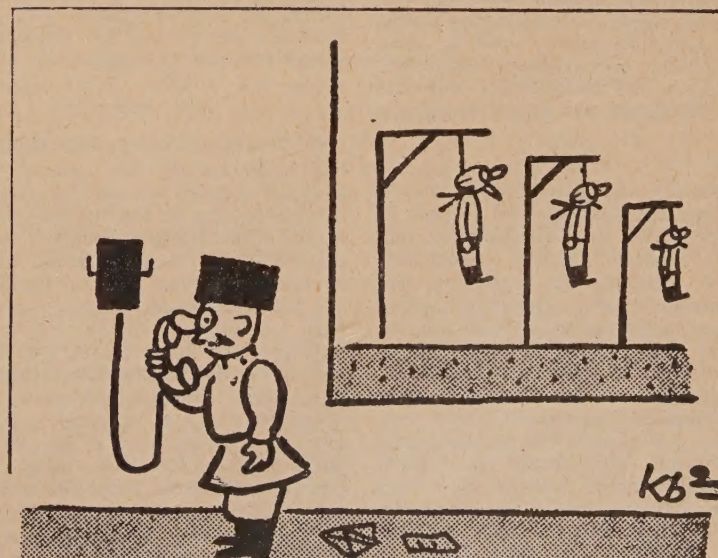
Fragt sich nur noch, was Tito tun wird. Wahrscheinlich wird er — vermitteln. Er ist im Begriff, sich auf einen Staatsbesuch nach Indien und Burma zu begeben; der Wanderer zwischen den Fronten wird dort zweifellos auf verwandte Seelen stoßen. Und nichts könnte dem Kreml besser ins Konzept passen, als daß da einer zwischen den Fronten wandere und ko-existiere, als ein lebendes Exempel dafür, daß in dieser friedlichsten aller möglichen Welten auch alle möglichen Gegensätze überbrückbar sind. Die Gewalt, sagte Engels, ist die Geburtshelferin der alten Gesellschaft, die mit der neuen schwanger geht. Was soll man damit — wie mit manch anderem, was Marx und Engels gesagt haben — in der Epoche der Wasserstoffbombe noch anfangen? Warum auch so brutal? Sachte, sachte. Nicht immer schnattern Gänse auf dem Kapitäl.

A. K.

AUCH STAATSBESUCHE haben ihre eigene Systematik. Da gibt es zunächst die des Protokolls und Zeremoniells, der Unterscheidung nach „halboffiziell“ und „offiziell“, nach „kleinem“ und „großem Bahnhof“, und was die österreichische Öffentlichkeit sonst noch anlässlich des Besuchs des Kaisers von Äthiopien an derartigen Feinheiten lernen konnte. Daneben aber gibt es auch noch eine Unterscheidung nach dem politischen Gehalt, und dafür bieten der abessinische Besuch in Wien und der österreichische in den USA geradezu Musterbeispiele. Im ersten Fall handelt es sich um eine Begegnung, bei der die herzliche Sympathie für den tapferen und leidgeprüften Herrscher eines fernen Reichs zum Ausdruck kommt, aber wenn die Leitartikler sich auch lebhaft bemühen, Gemein-

DIE FALSCHER VERBINDUNG

Als Slansky in der Tschechoslowakei, Rajk in Ungarn, Kosteff in Bulgarien etc. etc. zum Tod verurteilt wurden, spielte ihre Verbindung zu dem „berüchtigten amerikanischen Meisterspion“ Field eine entscheidende Rolle. Field ist vor kurzem aus der kommunistischen Haft hinterm Eisernen Vorhang entlassen worden. Begründung: es war ein Irrtum.



„Abhängen!“

«Le Canard Enchaîné», Paris

samkeiten und Beziehungen aus Vergangenheit und Gegenwart festzustellen, spielt die Politik dabei doch keineswegs die Hauptrolle. Ganz anders beim Kanzlerbesuch in den Vereinigten Staaten, der trotz der Erklärungen Raabs vor dem Abflug einen eminent politischen, ja, wie man selbst bei aller österreichischen Bescheidenheit sagen kann, weltpolitischen Charakter annahm. Die Begegnung mit Mendès-France in New York, der, keine 24 Stunden später der Österreich-Vorschlag des französischen Premiers vor den Vereinten Nationen folgte, die Begegnungen mit Dulles und Eisenhower und — noch während der Kanzler in den USA weilte — die neue Note der Westmächte, in der der Abschluß des österreichischen Staatsvertrags als erste Voraussetzung für jede west-östliche Entspannung und Gesprächsmöglichkeit genannt wurde, sprechen eine deutliche Sprache. Dieser Besuch, ursprünglich nur als Abstattung des Danks für die geleistete Wirtschaftshilfe gedacht, wurde so zu einem wichtigen politischen Ereignis, das erneut auch die geopolitische Bedeutung Österreichs unterstrich.

IST DIE KATZE AUS DEM HAUS . . .

Es ist das Los von Regierungschefs, die eine delikate oder heterogene Koalition nur durch das Prestige ihrer Persönlichkeit zusammenhalten, daß sie kaum ins Ausland reisen können. Schon eine verhältnismäßig kurze Abwesenheit genügt, um das Koalitionsgefüge zu erschüttern. Das erlebt Adenauer immer wieder und das hat eben auch Mendès-France erleben müssen. Die offenen Gegner werden mutiger, die heimlichen Feinde im eigenen Lager fühlen sich weniger gehemmt, die unvermeidlichen Schwierigkeiten erscheinen auf einmal unüberwindlich. So war die Stimmung bei der Ankunft PMF's bei weitem nicht nur deshalb gedrückt, weil eben der Sarg mit dem Leichnam Wyschinskis am Flugplatz Orly umgeladen worden war. Es ist vor allem die Situation in Nordafrika, die das politische Klima in Paris verdirbt, und die offene Unterstützung, die Oberst Nasser von Kairo aus den tunesischen und algerischen Aufständischen zuteil werden läßt, macht die Sache noch unangenehmer. Unter diesen Umständen verlieren die kühnen Visionen einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit der europäischen Völker in Nordafrika viel von ihrem Reiz, denn wo die Projektilen pfeifen, ist kaum der rechte Platz für friedliche Wirtschaftsprojekte. Die guten Europäer, die im Sommer allen Grund hatten, Mendès-France gram zu sein, müssen allerdings, wie die Dinge jetzt liegen, seiner Regierung Erfolg und langes Leben wünschen. Denn der Weg zu einem weiteren europäischen Zusammenschluß kann zur Zeit nur über eine Verwirklichung der Londoner und Pariser Beschlüsse führen.

DER BOCK ALS GÄRTNER. Durch Monate haben die Kommunisten Italiens in traumtem Verein mit den Neofaschisten aus dem „Fall Montesi“ Kapital geschlagen, ja geradezu versucht, die Regierung, die Regierungsparteien und die Demokratie selbst endgültig und hoffnungslos zu diskreditieren. Dabei boten ihnen die Kurzsichtigkeit, Ungeschicklichkeit, Ängstlichkeit und auch der Leichtsinne einiger hoher Funktionäre, die einen möglichen Skandal vertuschen wollten und dadurch erst den eigentlichen Riesenskandal heraufbeschworen, eine ebenso unerwartete wie hochwillkommene Schützenhilfe. Nun plötzlich, da sie sich dem Ziel schon nahe glaubten, sind die kommunistischen Bannerträger der Moral und der Sittenreinheit zu einem höchst ungeordneten Rückzug gezwungen. Eines der besten Pferde in ihrem

Stall, der „unabhängige Linksextremist“ Professor Sotgiu, der in Wirklichkeit ein kommunistischer Funktionär war (wie die Kommunisten jetzt in der Eile, sich von ihm zu distanzieren, verriet), hat sich gegen Vorwürfe zu verteidigen, denen gegenüber alle angeblichen „Orgien“ in Montagnas Landgut eher wie harmlose Pfänderspiele ausgesehen haben mochten. Nichts hat in den zehn Monaten seit dem Montesi-Skandal stärker gewirkt als der Umstand, daß es gerade die heuchlerischen Christlichen Demokraten, waren, die mit Ausschweifungen und Orgien in Verbindung gebracht werden konnten; und niemand hat leidenschaftlicher Anklagereden gegen die „Sittenverderbnis und Fäulnis der herrschenden Klassen“ gehalten als der Verteidiger des Journalisten Muto im ersten Montesi-Prozeß, Sotgiu. Der tragikomische Höhepunkt der ganzen unappetitlichen Affäre ist aber zweifellos, daß Sotgiu, der der Verführung und Vergewaltigung von Minderjährigen beiderlei Geschlechts beschuldigt wird, 1945 vom damaligen Justizminister, dem Kommunistenhäuptling Togliatti, zum Präsidenten der Kommission für eine Reform des Gesetzes über die Erziehung entgleister Minderjähriger gemacht wurde.

EIN SELTSAMES GEBURTSTAGSGESCHENK hat der 80jährige Churchill seinem eigenen Nachruhm gemacht, als er in einer Versammlung seines Wahlkreises plötzlich von den Vorkehrungen erzählte, die er 1945 treffen wollte, um die eben geschlagene deutsche Armee notfalls gegen die vielleicht weitermarschierenden Russen zu bewaffnen. Die britische Presse hat diese Äußerung fast einstimmig als inopportun und besonders im gegenwärtigen Zeitpunkt als ungeschickt kritisiert. Man hat auch im Unterhaus gefragt, ob er nicht durch die Enthüllung seiner damaligen Weitsicht jetzt eine bedauerliche Kurzsichtigkeit an den Tag gelegt habe, worauf der greise Premier bedauernd erklärte, er habe ursprünglich angenommen, daß das umstrittene Telegramm im sechsten Band seiner Memoiren bereits veröffentlicht worden sei; hier irrte Churchill. Aber wie immer dem sei; sub specie aeternitatis, von der Höhe eines so legendären Lebens, nehmen sich vielleicht alle diese Dinge ganz anders aus. Und Churchill mag, sein ganzes Leben überblickend, das Bedürfnis empfunden haben, die Fehler und Irrtümer (von denen er ebensowenig frei war und ist wie irgendein Sterblicher) gleichmäßiger auf den Verlauf seines langen Lebens zu verteilen; also lieber von dem überbelasteten Konto des Schicksalsjahres 1945 etwas abzubuchen und es auf das weniger belastete Konto 1954 zu übertragen. *Cassius*

DER SCHREI NACH DER KOLLEKTIVSCHULD ertönte mit heiserer Vehemenz über der Kampfstatt, auf der sich die Auseinandersetzung um den Fall des Gendarmeriemajors Kaes abspielte, packend, aufwühlend, gegenwartsnah, in erregendem Tempo und atembeklemmendem Wechsel der Bilder und vor allem der Einstellungen — ganz wie ein Film. Und um einen Film ist es ja ursprünglich gegangen, um nichts andres. Der Sensations-Aufmacher, der die ganze Geschichte eingeleitet hat, lautete: „Hitler-Film-Wirbel in Wien — Waren Produzenten Verräter?“, nicht anders. Erst im weiteren Verlauf der aktions- und personenreichen Geschichte traten die übrigen Spannungsmomente hinzu und trat die große Zahl der Engagierten auf, Reporter und Redakteure, der Gendarmeriemajor Kaes, Widerstandskämpfer und Anti-Widerstandskämpfer, Staatssekretäre und Minister, und (in eigener Großaufnahme) ein Schriftsteller,

der gegen die Widerstandskämpfer das lange entbehrte Argument der Hundspeitsche wieder einführte. (Man denke jetzt zum Beispiel an jene, die im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 ihr Leben gelassen haben. Und was bleibt, ist der Mensch!) Daß sich die Szene pünktlich mit der kommunistischen Statisterei zu füllen begann und daß es zeitweilig der Anschein hatte, als wäre das Ganze nur um ihr willen gedreht worden, versteht sich nachgerade von selbst. Jedenfalls wußte man binnen kurzem nicht mehr genau, was eigentlich gespielt wurde und für wen, ob der einstige Widerstandskämpfer und jetzige Gendarmeriemajor seine unglückselige Äußerung über die „verständlichen“ Exzesse russischer Soldaten vielleicht aus heiterem Himmel getan hätte — ob nicht am Ende unser heutiges Verhältnis zum heutigen Deutschland das eigentliche Problem darstellte, oder was sonst. In Wahrheit handelte es sich bei alledem nur um nachträgliche Vernebelungen und künstliche Zutaten. Der ursprüngliche, der sozusagen natürliche Einfall war die Gleichsetzung antinazistischer Widerstandskämpfer mit Verrätern. Was wirklich auf dem Spiel und auf dem Spiel-Plan stand, war die Diffamierung jener, die dem tobstüchtigen Untergangstaumel des braunen Banditenregimes entgegengewirkt hatten, indem sie mit einer heranrückenden Befreiungsarmee Kontakt aufnahmen, unter Einsatz ihres Lebens und manche von ihnen mit voller Bezahlung dieses Einsatzes. Daß sie den Kontakt gerade mit der roten Armee aufnahmen, geschah nicht — wie man heute in immer weiteren Kreisen zu glauben geneigt ist — aus tückischer Absicht, sondern weil die Luxemburger und die Brasilianer um diese Zeit an andern Frontabschnitten eingesetzt waren. Von den Amerikanern sei vorsichtshalber nicht die Rede, denn zweifellos würde eine damals etwa mit ihnen erfolgte Zusammenarbeit heute desgleichen als Hochverrat gelten. Insofern hatten also die Amerikaner Glück, daß sie nicht vor den Toren Wiens standen. Vor den Toren Wiens standen die Russen. Sie wären auf jeden Fall herein gekommen, wären auf jeden Fall hiergeblieben und hätten das, was sie hernach und seither getan haben, auf jeden Fall getan. Das haben die Widerstandskämpfer, die auf dem damals einzigen möglichen Weg die Agonie des Zusammenbruchs verkürzten, weder gewünscht, noch gewünscht, und gerade die besten unter ihnen, soweit sie das braune Grauen überlebt haben, sind heute alles eher als Handlanger des roten Grauens. Das sind viel eher jene Hundspeitschenschwinger, die mit „Soldaten-ehre“ und „Treueid“, also mit immerhin sittlichen Begriffen, dem Hitlerregime noch rückwirkend den Status der Sittlichkeit sichern wollen. Die Entscheidung darüber, ob es — für einen Österreicher zumal — nicht schon Verrat war, einem solchen Regime überhaupt den Treueid zu leisten, maße sich keine an, der nie in die Lage kam, ihn leisten zu müssen. Aber wer ihn geleistet und gehalten hat, maße sich noch viel weniger an, über jenen zu entscheiden, die ihn gebrochen haben. Wie? Sie hätten Hochverrat begangen, indem sie gegen Hitler waren? Des schlimmsten Verbrechens am eigenen Volk hätte nicht der Nazismus sich schuldig gemacht, sondern der Anti-Nazismus? Daß die Kollektivschuld auf solchem Umweg wieder zu Ehren käme, war nicht zu erwarten. Und vor dem Schrei nach ihr, der da aus voller (und noch dazu österreichischer) Kehle ausgestoßen wird, erblicke auch noch eine andere Gruppe von Verrätern jene nämlich, die der Welt seit Jahr und Tag beizubringen versuchen, daß man die Deutschen nicht schlechtweg mit den Nazi gleichsetzen dürfe und die Österreicher nicht schlechtweg mit den Deutschen.

ZUM THEMA ÖSTERREICH—DEUTSCHLAND

FORVM setzt die Diskussion über das „Anschluß“-Problem mit zwei Beiträgen fort, die sich — anders als die im Heft 11 erschienenen Beiträge der Nationalräte Strasser und Toncic — vorsätzlich an der Peripherie der fachpolitischen Beweisführung halten. Sie wollen nicht so sehr „beweisen“ wie „nachspüren“, der eine den historisch bedingten Verbindungen, der andere den psychologisch bedingten Gegensätzen. Daß beide es gelegentlich mit Unwägbarkeiten zu tun bekommen, die sich nicht annähernd so scharf gegeneinander abgrenzen lassen wie etwa Österreich und Deutschland, spricht nur für die Vertracktheit des Themas.

DR. FRANZ JOSEF SCHÖNINGH, Herausgeber der bedeutenden katholischen Monatsschrift „Hochland“ und Mitherausgeber der „Süddeutschen Zeitung“, zählt zu den namhaftesten Publizisten Deutschlands; er ist ein alter Freund des *FORVM* und hat uns für die Karl Kraus-Gedenkseiten unseres Aprilhefts eine Reproduktion des in seinem Besitz befindlichen Kraus-Porträts von Rudolf Schlichter zur Verfügung gestellt. — DR. ROLAND NITSCHKE, sein temperamentvoller Widerpart (wobei ausdrücklich angemerkt sei, daß es sich um eine unabhängig entstandene Widerpartnerschaft handelt), hat lange Jahre in der Schweiz und in Deutschland zugebracht, war zuletzt Korrespondent der „Presse“ in Bonn und lebt jetzt wieder als freier Journalist und Auslandskorrespondent in Wien.

FRANZ JOSEF SCHÖNINGH

Das Gemeinsame

Äußerungen über das Verhältnis zwischen Österreich und der Deutschen Bundesrepublik sind gerade jetzt eine heikle Sache. Es besteht da ein (verständliches) Trauma auf beiden Seiten, und ein abgründiges Mißtrauen aller übrigen Nachbarn.

Als Hitler zur Macht kam, schrieb ich an einer Habilitationsschrift über „Die Idee Mitteleuropa“ und ihren großen Vertreter, den österreichischen Handelsminister Bruck, der, aus Elberfeld stammend, bereits vor hundert Jahren ein Wirtschaftsgebiet von Hamburg bis Triest und von Aachen bis ans Schwarze Meer schaffen wollte. War er ein Großdeutscher? Ich glaube, seine Schriften einigermaßen zu kennen und daher sagen zu dürfen, daß ihm nationalstaatliches Denken noch ganz fremd war — ihm, wie seinem ebenso unglücklichen Zwillingbruder im Geiste, Friedrich List. Beide stammten aus dem alten Reich (List aus der einstmaligen freien Reichsstadt Reutlingen), dessen universale, übernationale Konzeption in diametralem Gegensatz steht zu der des Nationalstaates. Aber beide sind in gewissem Sinn Großdeutsche. Und hier beginnt das Mißverständnis. Denn so paradox das klingt: die alten Großdeutschen wollten kein größeres Deutschland, sondern ein kleineres, d. h. eines, das sich seiner nur relativen Bedeutung bewußt wäre und danach trachte, eine Stimme (vielleicht eine sehr wichtige, aber doch nur *eine* Stimme) in einem größeren Orchester zu werden. Sehr viele schmerzliche Überraschungen nach 1938 erklären sich daraus, daß Menschen ohne genügend starke Unterscheidungskraft diese alten Großdeutschen mit den neuen verwechselt hatten, deren Konzeption lediglich darin bestand, dem deutschen Nationalstaat eine weitere Provinz einzuverleiben.

Zum Teil liegt dies auch an dem heillosen Mißbrauch des Wortes „Reich“. Der Bismarcksche Nationalstaat war gerade *nicht* „das Reich“, das immer als universales, übernationales Gebilde vor den geistigen Augen derer gestanden hatte, die sich einstmal in Österreich „großdeutsch“ nannten. Sie verstanden das Deutsche in einem „großen“ Sinne und sahen dann mit Entsetzen, daß „die Heimkehr ins Reich“ sich als das Gegenteil von dem herausstellte, was sie ersehnt hatten. Sie waren nämlich, wie sie erkennen mußten, nicht aus der Enge eines Torsos, der von der alten großen Monarchie verblieben war, in die Weite des einst gewesenen Reichs heimgekehrt, sondern aus den Trümmern Österreichs — also immerhin eines Reiches — in die Enge einer Provinz, zu der sich Deutschland unter Hitler vollends entwickelt hatte.

*

Wie wenig ein Ausländer in der Lage ist, diese Paradoxien der deutschen Geschichte zu begreifen, mag eine mir unvergeßliche Szene verdeutlichen. Im März 1938, wenige Tage nach der Besetzung Österreichs durch Hitler, saß ich mit zwei namhaften Amerikanern im „Bayerischen Hof“ in München. Beide wußten, daß ich mich immer als Großdeutscher bekannt hatte und daß meine wissenschaftliche Arbeit von dieser meiner Überzeugung mitbestimmt war. Und sie konnten sich vor Staunen nicht fassen, als sie mich tief deprimiert sahen und als ich ihnen sagte, daß meine Freunde, etwa Theodor Haecker und Carl Muth, nicht weniger niedergeschlagen seien. Diese zwei wohlgesinnten und recht denkenden Amerikaner glaubten, daß hier eine lange, immer wieder gehemmte, aber gleichsam mit Naturgewalt sich durchsetzende Entwicklung ihr Ziel erreicht habe, wenn auch höchst bedauerlicherweise unter der Diktatur Herrn Hitlers. Sie verstanden mich nicht, als ich ihnen erwiderte, Österreich sei keine statistische Größe, sondern der Torso des Reichs, der Griff nach Österreich sei der Griff nach dem Herzen Europas, und Österreich in Hitlers Hand bedeute den Anfang vom Ende. (Währenddessen ertönte aus dem Radio in einem Nebenzimmer frenetischer Jubel.) Damals erregte ich auch viel Heiterkeit mit der Meinung, daß sich 70 Millionen an 7 Millionen anschließen sollten, wenn diese und nicht die anderen „das Reich“ verträten.

Anschließen — Anschluß — — das Wort mußte nun einmal fallen, wie gerne ich es auch vermieden hätte. Denn seit dem März 1938 gerinnt bei seinem Klang den Europäern das Blut in den Adern. Das eben ist jenes Trauma, jene Verwundung der Seele, die es uns unmöglich macht, noch irgend etwas richtig zu sehen, was mit der „Wunde“ zu tun hat. Wenn etwa österreichische und deutsche Studenten sich zusammentäten, um den Schlagbaum bei Freilassing zu verbrennen, so fänden wir das wahrscheinlich empörend — aber alle Zeitungen jubeln, wenn französische und deutsche Studenten „ihren“ Schlagbaum verbrennen. Darüber, daß die Schlagbäume bei Kehl und Freilassing so rasch wie möglich verbrannt werden müßten, sollte eigentlich keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Und wenn dem Schlagbaum bei Kehl ein zeitlicher Vorrang einzuräumen ist, so dürfte das eigentlich niemanden hindern, auch den Schlagbaum bei Freilassing für ein Unglück zu halten. Aber das kann man kaum aussprechen, ohne Mißverständnisse hervorzurufen. Die Zahl der vom Trauma Infizierten ist allzu groß. Trotzdem: Krankheiten sind dazu da, um überwunden zu werden. Auch das österreichisch-deutsche Trauma muß überwunden werden, schon deshalb, weil

es uns auf eine falsche, quälende Weise miteinander verbindet. Viele Mißverständnisse der letzten Jahre sind ja nicht aus übergroßer Ferne entstanden, sondern aus übergroßer Nähe. Und den Strom geschichtlicher Entwicklung kann man nicht zum Stocken bringen, sonst verwandelt er sich in einen Sumpf: im Jahre 1932 wurde eine Zoll-Union zwischen den beiden Ländern, die wirtschaftlich in so mancher Hinsicht aufeinander angewiesen sind, von einem kurzsichtigen europäischen Forum untersagt — aber sechs Jahre später nahm man den „Anschluß“ wie ein Urteil des Weltgerichts hin, obwohl er in krassem Widerspruch zur deutschen und österreichischen, zur europäischen Geschichte überhaupt stand.

Was man nicht verhindern kann, soll man in rechte Bahnen lenken, in solche nämlich, die zum sozialen Wohlstand der Österreicher und damit zur weiteren Konsolidierung ihres Staates beitragen. Die Unterschiede im Lebensstandard der beiden Länder führen sonst auf die Dauer zu einem Gefälle falscher politischer Schlußfolgerungen. Vor zwanzig Jahren hat ein Vergleich der guten Straßen des „Reichs“ (insbesondere der Autobahnen) mit den miserablen Wegen in Österreich mehr für den „Anschluß“ geworben, als sich die in Wien Verantwortlichen wohl klargemacht haben. Wenn österreichische Gelehrte heute in Armut leben, oder doch in wesentlich schlechteren Verhältnissen als bei uns, und daher in die Bundesrepublik abwandern, so scheint mir das ein ungleich tieferer Grund zur Beunruhigung zu sein, als irgendeine törichte Äußerung, die nach „Anschluß“ riecht.

Richtig verstanden und mit den gemäßen Vorbehalten, trifft es zu, daß die Wirtschaft unser Schicksal ist. Und dieses Schicksal läßt sich nicht meistern, wenn der Blick durch ein Trauma getrübt, die Kraft durch Ressentiments gelähmt wird. Wir sind einander zu nah, als daß wir uns ein anderes denn ein sachliches Verhältnis zueinander gestatten können. Sowohl die Freunde wie die Gegner

des Anschluß-Gedankens entbehren der Sachlichkeit, denn sie sind gleichermaßen dem nationalstaatlichen, also einem im Grunde gestrigen Denken verhaftet. Der Freiherr von Bruck dagegen ist heute endlich wieder aktuell. Heute verstehen einander diejenigen, die noch nicht, und jene, die nicht mehr an der Orgie des Nationalismus teilnahmen oder sich angeekelt von ihr fortwandten, so gut, als entstammten sie einer und derselben Generation.

Nichts liegt mir ferner, als unsere gemeinsame Geschichte zu verleugnen und so zu tun, als habe für deutsche Ohren „Wien“ den gleichen Klang wie Paris oder Bern oder Kopenhagen. In meiner Heimat Westfalen zum Beispiel sahen viele — bis zur Umerziehung in den preußischen Offizierskasinos — in Wien ihre heimliche Hauptstadt. Es wäre grundfalsch, die starken geschichtlichen Ströme unter der Oberfläche nicht zur Kenntnis zu nehmen. Es kommt vielmehr darauf an, gerade diese Kräfte für die Gestaltung einer Zukunft zu gewinnen, in welcher der alte Gegensatz zwischen Klein- und Großdeutschen endlich überwunden ist und eine echte (nicht nur proklamierte) europäische Verbrüderung den alten Reichsgedanken in sich aufgenommen hat. Wenn wir auf unseren Ursprung zurückgehen, so werden wir wissen, was uns trennt und was uns auf immer verbindet: nicht das Blut — gerade dies am wenigsten —, sondern die große geschichtliche Überlieferung.

Ich werde nicht aufhören, in Maria Theresia meine Kaiserin zu sehen. Ich werde mich stets erinnern, daß Prinz Eugen zu den vertrautesten Gestalten meiner Knabenträume gehörte. Diese großen Bilder sind stärker als die Erinnerung an blutbefleckte Lemuren, denen der geschichtliche Tag zwölf Jahre lang gegönnt war. Es war eine schmerzlich lange Zeit — aber doch nur ein Augenblick im Angesicht der Jahrhunderte, die das geistige Antlitz der beiden Völker geprägt haben. Dieses Antlitz gilt es zurückzugewinnen.

ROLAND NITSCHKE

Das Trennende

Wer in der Frage „Anschluß oder Nicht-Anschluß“ das Wort ergreift, ist entweder voll mit Sentiments oder platzt von Ressentiments, ist entweder Gewinner oder Verlierer in Rüstungsaktien, ist mit den national wichtigen Schlüsselindustrien verwandt oder verfeindet, war an der Front und ein Leuteschinder, war in der Emigration und ein Landesverräter — auf jeden Fall aber ist er eine giftgeschwollene Kröte, und man wird es ihm schon zeigen.

Dennoch: wenn ich mir so anhöre und anlese, was in der letzten Zeit diesseits und jenseits von Salzach und Inn über das Thema „Anschluß“ geredet und geschrieben wird, dafür und dagegen und unter Generalmobilmachung ganz beträchtlicher geistiger Reserven — dann will mir diese Debatte seltsam anämisch scheinen und (trotz ihres hochpolitischen Themas) politisch gleichsam denaturiert. Denn leider wird Politik nicht von Logik und Recht, sondern von der Macht gemanaget. Wäre es anders, die Herren Unterrichts- und Justizminister hätten auf sie mehr Einfluß als die Kriegsminister. Das sage ich nicht, um die einen Ressortchefs zu kränken und mich bei den anderen für alle künftigen Eventualitäten in Empfehlung zu bringen. Ich sage das nur, weil ich überzeugt bin, daß über die Frage des Anschlusses nicht Debatten entschieden werden, sondern Mächte. (Beleidigten Idealisten, die es gerade in der Anschlußbranche in rauen Mengen gibt, zur Überlegung: 1919 haben alle Argumente den Anschluß nicht erreicht, weil die Mächte gegen ihn stärker waren, und 1938 haben ihn alle Argumente nicht verhindert, weil die Macht hinter ihm scheinbar unwiderstehlich war.)

Auch über das geschichtliche Schicksal habe ich meine eigene Meinung. Ich glaube nicht so recht an dieses Schicksals Schicksalhaftigkeit. Ich glaube hingegen, daß Großmärkte, Auflagenziffern, Serienproduktionen, Beförderungschancen und die schon erwähnten Sentiments und Ressentiments im geschichtlichen Kostüm ihren Mummenschanz treiben. Die beiden Völker selbst, in ihrem gesunden Instinkt für das ihnen Gemäße und Bekömmliche, stehen der angeblichen Schicksalsgemeinschaft reserviert und mißtrauisch gegenüber und sind — bezeichnend anders als Deutschland in der Frage der Saar oder Österreich in der Frage Südtirols — keineswegs der Meinung, daß Willkür und Unrecht durch „Anschluß“ oder gar „Wiederanschluß“ gutzumachen sei. Wieder einmal könnte man auf die Einzelnen, die da am Werke sind, mit dem Finger zeigen (ich tue es nicht, denn mit dem Finger zeigen ist ungezogen). Aber dem Versuch, Politik durch Ideen zu beeinflussen, verdankt die Historie doch nur ihren belämmertsten Teil: die Ideengeschichte, die zum Erstaunen der Besitzer einschlägiger Lehrstühle immer wieder beweist, daß „Pfui, pfui, wie unlogisch!“ auf die Schicksalsmacher bedauerlich wenig Eindruck macht. Und so wird nun auch in der Anschlußpolitik dieser Unfug getrieben: der äußerste wohl mit jener Artgemeinschaft, die — angeblich — den Burgen- und Rheinländer, den Vorarlberger und Ostpreußen, den Südkärntner und Hamburger verbindet. Doch bedenke ich diese „Artgemeinschaft“ recht, dann will mir nicht einleuchten, warum Deutsche und Österreicher, ist ihnen nach Millionenumschlingung zumute, einander herzlicher als den anderen Europäern zuzubeln sollten.

Hört man einen Österreicher, der durch Jahre in Deutschland gelebt hat, dann wird er in Sachen Artgemeinschaft etwa dieses zu Protokoll geben: „Tüchtige Leute, oho, die Züge sind pünktlich, die Post kommt dreimal am Tag, die Züge sind pünktlich, die Lifts funktionieren, die Züge sind pünktlich, die Beamten sind höflich und die Züge pünktlich, nicht ein einziges Mal hatte ich etwas zu raunzen, es war grauenhaft. Aber in Wien! Die Post kommt einmal am Tag so um zwölf daher, das Kursbuch der Bundesbahn hat die übermüdete Scheherezade in ihrer tausendundzweiten Nacht gedichtet, ein Zehntel der Bevölkerung trägt amtsehenbeleidigungsparaphengeschützten Amtscharakter, auf den Lifttüren, die eh nicht aufgehen, steht „Achtung Lift“, und mindestens dreimal täglich kann man — zur Gesundheit! — zerspringen. Da kenn ich mich aus, da bin ich zu Haus, beim Tag und erst recht bei der Nacht.

Man hat nämlich dieses Zerspringen über das eigene Land nicht als Bedürfnis nach einem anderen zu verstehen, sondern als Katharsis der Gefühle, als ewigen Jungbrunnen des verschämten österreichischen Patriotismus und der hieramts gepflogenen Lebenshaltung. Nichts könnte abwegiger sein als die Meinung, der Österreicher wäre über den Anschluß vergnügt, weil über das eigene Land mißvergnügt. Im Gegenteil: das Raunzen ist sein Nationalvergnügen, wie Golf das englische und Jass das schweizerische ist, dem ja beide Völker gleichfalls mit Mißmutsmienen nachgehen, als wären es an sie gestellte impertinente Zumutungen. Es unterschätze niemand, auch der nördliche Nachbar nicht, die nationsbildende Kraft einiger Jahrhunderte Kollektivraunzerei über das eigene Land. Was die Österreicher aneinander bindet, ist die gemeinsame Überzeugung, Österreich sei trotz Breitbandstraßen, Blasstahlverfahren und allerhand von höchsten US-Stellen beglaubigten Wirtschaftswundern aller denkbaren Fehler voll, aber doch das einzige Land, in dem ein Österreicher das ihm gemäße Leben leben kann. Daraus aber ergibt sich für den Ausländer, auch für den nördlichen Nachbarn, im Umgang mit den Eingeborenen eine Verkehrsvorschrift, die beachtet werden sollte. Er hüte sich, von der österreichischen Raunzerei infiziert, mitzuraunzen. Was Herrn Karl Kraus aus Wien in Österreich weltberühmt gemacht hat, würde Herrn Krause aus Berlin in Österreich nur unbeliebt machen. Sofort stünde „dies Volk der Tänzer und der Geiger wie Gottes Engel vor dem Paradies“, und der Ausländer käme schön an. Soll hamgehn, wann's eahm net paßt, der Zuagraste. Denn da er

in einem anderen Lande lebt, also den Scheinbeweis liefert, man könne auch das, fehlt seinem Raunzen die sittliche Rechtfertigung des einheimischen: „Aber es ist doch das einzige Land, in dem...“ Der Ausländer hüte sich aber auch, Österreich dem Österreicher ins Gesicht zu loben. Denn schon zu der Zeit, als Nationalismus noch die letzte modische Kreation des Weltgeistes war, hatte der Österreicher das richtige Gefühl, es sei ein starkes Stück Schamlosigkeit, über sich selbst in Entzücken zu geraten, und welche Fehler er immer haben mag — in eigener Sache ist er weit eher gschamig als schamlos. Und wird sein Land gelobt, dann blickt er betreten zur Seite, überzeugt, nun sei es an ihm, allerhöflichst zu widersprechen und zumindest auf die Zugsverspätungen hinzuweisen. Darum hatten es Grillparzer und Wildgans nicht leicht in ihrem Volk, denn sie haben dem Österreicher das ihm Peinlichste angetan: gute und große Worte über sein Land geschrieben und ihn vor sich selbst in Verlegenheit gebracht. Um so mehr sei der Ausländer, zumal der nördliche Nachbar, davor gewarnt, über Österreich vor Österreichern gut zu sprechen. Das wäre ja geradezu, als hätten sie mit ihrem Raunzen unrecht! Daß freilich dem Österreicher ähnliche Zurückhaltung in deutschen Fragen durchaus wohlانstehen würde, sei ihm ebenso an sein (goldenes) Herz gelegt.

Über die Frage deutsch-österreichischer Brüderlichkeit, die im Grunde eine sehr ernste Frage ist, sollten wir nicht philosophieren, sondern vernünftig reden. Vor allem sollten wir endlich einsehen: Österreicher und Deutsche sind keine Brüder. Sie stehen zueinander in dem peinlichsten Verhältnis, das zwischen Menschen denkbar ist: sie sind Stiefbrüder; also zu nahe verwandt, um einander gleichgültig zu lassen, aber nicht nahe genug, um Brüderlichkeit behaupten zu können. Stiefbrüder sehen einander mit Pein, weil jeder im anderen vor allem die eigene Möglichkeit sieht, die er dank seiner besonderen Entwicklung glücklich umgangen hat. Wäre es anders, es gäbe schlamperte Berliner und — absurder noch — Wiener mit „Zucht im Leib“.

Nein, ich glaube nicht an die deutsch-österreichische Artgemeinschaft und an den Anschluß als deren notwendigen oder möglichen politischen Ausdruck. Ich glaube hingegen an Respekt auch unter Stiefbrüdern, ich glaube an europäische Zuneigung zwischen Nachbarn, und an die Wünschbarkeit tiefer Verbeugung mit dem Hut in der Hand, diesseits und jenseits von Salzburg und Inn.

DES NEUEN ÖSTERREICHS INNERER WIDERSPRUCH

oder

WELCHEN LEITARTIKEL HABEN SIE GELESEN?

Aus dem Leitartikel des „Neuen Österreich“ vom 19. November, der sich unter dem Titel „Reise nach Amerika“ mit dem Besuch des österreichischen Bundeskanzlers in Washington beschäftigt:

„Wir haben uns aus eigener Kraft emporgearbeitet, ganz aus eigener Kraft, denn die Subventionsmilliarden, die bei der einen Tür hereingereicht wurden, sind bei der anderen wieder hinausgerollt, und unsere Eröffnungsbilanz war null gleich null. So haben wir es geschafft und werden es weiter schaffen und brauchen dazu keinen einzigen roten Cent.“

Aus dem Leitartikel des „Neuen Österreich“ vom 21. November, der sich unter dem Titel „Kein Platz für Adabeis!“ mit den Eröffnungsvorstellungen der Staatsoper im kommenden Herbst beschäftigt und sich gegen die vielen Freikarten-Anwärter wendet:

„... hören wir mit Vergnügen, daß reiche Leute in fünf Kontinenten jeden gewünschten Betrag, wie hoch er auch sei, für einen Sitzplatz zum ‚Fidelio‘ ... schicken Schecks ein, die in beliebiger Höhe ausgefüllt werden sollen ... New York will Sonderflugzeuge über den Ozean schicken, deren Gästen es auf ein paar tausend Dollars mehr oder weniger durchaus nicht ankommt ... Weg mit den Adabeis! Geld in die Kasse! Wir können es brauchen.“

Presse und Recht

EIN VORSCHLAG ZUR BILDUNG EINES ÖSTERREICHISCHEN PRESSERATS

Eine persönliche Vorbemerkung: Hier schreibt ein Journalist über das Zeitungswesen. Warum, mag man fragen, tut er das nicht in der Zeitung, die er selber redigiert?

Nun, diese Zeitung — die „Arbeiter-Zeitung“ — genießt die Auszeichnung, von Freund und Feind mehr als irgendein anderes Blatt als das verantwortliche Sprachrohr einer großen Partei angesehen zu werden. Ihr Chefredakteur genießt die Auszeichnung, mehr als irgendein anderer Zeitungsmann persönlich für die Politik seiner Zeitung verantwortlich gemacht und angegriffen zu werden, auch dort, wo er nicht antworten kann. Hier aber geht es um etwas, das diskutiert, aber das im gemeinsamen Interesse außer Streit gestellt werden sollte. Hier ist die Rede von der Demokratie und von einer Institution, die in der Demokratie den Ausdruck aller Meinungen ermöglicht: die freie Presse.

Viele meiner Berufskollegen, auch jene, die meine politischen Gegner sind, werden nicht bestreiten, daß sie in Angelegenheiten unseres Berufes, der Presse, mit mir nicht selten einer Meinung sind; aber dürfen sie denn mit der „Arbeiter-Zeitung“ einer Meinung sein? Indem ich die Gastfreundschaft des FORVM dankbar in Anspruch nehme, möchte ich meine Kollegen der Verpflichtung oder der Verlockung entheben, von vornherein dagegen zu sein. Ich bitte um ihre Kritik und ihre Mithilfe.

DER ENGLISCHE PRESSERAT

Vor kurzem hat in England der Presserat unter dem Titel „The Press and the People“ (Die Presse und das Volk) einen Bericht über das erste Jahr seiner Tätigkeit veröffentlicht. Der Presserat (Press Council) ist eine durch Gesetz geschaffene, offizielle, aber nicht amtliche Standesorganisation zur Überwachung der Presse; seine legalen Vollmachten sind sehr beschränkt, er ist ein moralisches Kontrollorgan. Entstanden ist er als Folge der Erhebungen der Untersuchungskommission über das Pressewesen, die vor einigen Jahren von der englischen Arbeiterregierung eingesetzt worden war. Diese Kommission hatte eigentlich eine Körperschaft mit größeren Vollmachten ins Auge gefaßt; um zu verhüten, daß das Parlament, das in England traditionell „pressefeindlich“ ist, allzu streng mit den Zeitungen verfare, wurde unter der konservativen Regierung diese sozusagen freiwillige Beaufsichtigung der Presse durch eine Berufskörperschaft eingeführt.

Der englische Presserat ist aus Vertretern der Zeitungsherausgeber und der Redakteure zusammengesetzt; Leser und Publikum sind in ihm nicht vertreten. Er hält vierteljährlich mindestens eine Sitzung ab, über die ein umfassender Bericht veröffentlicht wird. Die Sitzungen selbst sind nicht öffentlich. Das ist mehrfach beklagt worden, aber der Presserat erwidert auf diese Kritik, daß die Öffentlichkeit seiner Verhandlungen eine freie, ungeschminkte Aussprache über Mängel — also die Ausübung seiner eigentlichen Funktion — beeinträchtigen würde. Das Verfahren spielt sich auf Grund schriftlicher Anzeigen und Beschwerden gegen eine Zeitung in einem bestimmten Fall ab. Der Beschwerdeführer erscheint nicht als Partei zu einem kontradiktorischen Verfahren vor dem Presserat, wohl aber hört dieser den beschuldigten Redakteur oder Herausgeber und kann auch Zeugen einvernehmen, die freilich nicht unter gerichtlicher Zeugenpflicht stehen. Auch diese Art des Verfahrens ist kritisiert worden. Darauf erwidert der Presserat, daß eine andere, mehr der gerichtlichen Form entsprechende Art die nicht-bürokratische Behandlung der Beschwerden, von denen ja sehr viele von Querulanten stammen, unmöglich machen würde.

Der Presserat gibt sein Urteil in der Form einer Feststellung ab, die mitunter nur das Für und Wider eines Falles, meist aber eine Meinungsäußerung, eine gutachtliche Empfehlung, eine Verweisung an das Gericht oder auch einen Tadel enthält. Die wichtigsten dieser Entscheidungen werden in dem Bericht über die Vierteljahrssitzung oder auch eigens zur Veröffentlichung ausgegeben und von den meisten Zeitungen veröffentlicht — nach den bisherigen Erfahrungen auch von den betroffenen.

Das ist die Praxis des Presserats, die sich gewiß erst noch einleben muß. Was sagt er nun selbst in seinem Jahresbericht über seine Erfahrungen und seine Aufgaben?

ERFAHRUNGEN UND AUFGABEN

Er findet, die Existenz des Presserats habe bereits in gewissem Maß „einen abschreckenden Einfluß gegen einige unerwünschte Gewohnheiten im Zeitungswesen“ geübt, aber auch die Zeitungen hätten „ein Recht auf Schutz gegen unmäßige Verurteilung“. Sein Ziel, sagt im Vorwort J. J. Astor, der Herausgeber des „Observer“ und Vorsitzende des Presserats, bestehe darin, die Freiheit der Presse zu schützen und den Mißbrauch dieser Freiheit zu bekämpfen.

Der Bericht verweist auf drei Probleme, mit denen der Presserat sich insbesondere zu beschäftigen hatte. Diese Gebiete, auf denen hauptsächlich und am häufigsten Beschwerden gegen die Presse erhoben werden, sind: die Mißachtung des Privatlebens durch eine Berichterstattung, die den Staatsbürger in seinem persönlichen Dasein behelligt und verletzt; die Berichterstattung über Verbrechen, die oft an blutrünstige und niedrige Instinkte appelliert; und das gleiche in der Behandlung aller Dinge, die mit dem Geschlechtsleben zu tun haben. An anderer Stelle wird auch das Widerstreben mancher Zeitungen erwähnt, falsche Tatsachenmitteilungen richtigzustellen. Das sind, wie man sieht, keineswegs Fragen des englischen Zeitungswesens allein. Es sind internationale Probleme der Presse. Ebenso ist es eine international geltende Feststellung über eine allgemeine Entwicklung im Zeitungswesen, wenn der Bericht in einer Übersicht über die Entwicklung der Presse im letzten Jahr sagt:

„Gegenwärtig scheint die Masse des Publikums Tagblätter vorzuziehen, die das Hauptgewicht auf Bilder, gezeichnete Streifen und kurze Artikel mit menschlich-persönlichem Akzent legen, auf Kosten der politischen und außenpolitischen Nachrichten und Artikel mit ihren langen, kompakten Zeilenreihen. Auf der anderen Seite wird ein kleinerer Teil des Publikums in zunehmendem Maße durch jenen Zeitungstypus angezogen, in dem Photos in geringer Zahl vorhanden sind und Zeichenstreifen fehlen, aber eine gewissenhafte Berichterstattung über Inland und Ausland im vollen Umfang geboten wird.“

Zutreffend kennzeichnet der Bericht jene populären Zeitungen, wenn er sagt, „sie beginnen eher täglich erscheinenden Magazinen zu gleichen, als Zeitungen im herkömmlichen Sinn“.

Es wäre verlockend, nun auf diese vom englischen Presserat charakterisierte Entwicklung im Zeitungswesen näher einzugehen und ihm in die Einzelheiten der drei Hauptprobleme, die ja eng mit jener Entwicklung zusammenhängen, sowie in die Beurteilung und Behandlung der Hauptbeschwerden zu folgen. Aber das wollen wir gar nicht. Wir haben die ganze Geschichte vom englischen Presserat nur angeführt, um eine Parallele zu ziehen. Denn wir wollen von der österreichischen Presse reden — von ihren Problemen und von ihrem Recht; von der Abhilfe gegen ihre Mängel; davon was ihr fehlt und was in unserem Presserecht fehlt.

PRESSE UND STAAT

Wir sind jetzt in Österreich mitten in der Diskussion über eine Reform des Pressegesetzes. Sie wird auf Grund eines im Justizministerium ausgearbeiteten Entwurfes geführt, und sie wird ernsthaft geführt — aber in der Hauptsache von Juristen, die viel zu sehr die Technik der Paragraphen, und von Zeitungsleuten, die vor allem die Einzelheiten ihres Betriebes sehen. Die einen haben grundsätzlich die Einstellung, daß das Gesetz, der Paragraph dieses unbotmäßige Element, die Presse, auf allen Seiten lückenlos einhegen, zähmen, ordnen und regeln soll. Die anderen stehen auf dem ebenso falschen Standpunkt, daß der Staat und das Gesetz der Presse womöglich gar nichts dreinzureden haben; hier trifft sich die freche Heuchelei der Kommunisten, denen bei uns nichts demokratisch genug ist, mit der Staatsfeindlichkeit der Antidemokraten anderer Couleur, mit den ehrwürdigen Vorurteilen der Liberalen aus der Kapuzinergruft, und mit den Geschäftsinteressen der

Zeitungskapitalisten. Das dritte große Element fehlt in der Debatte auch bei uns: das Publikum, das hier, wie überall, zur Presse eine seltsame (der Psychologe würde sagen: ambivalente) Doppelbeziehung hat. Es fürchtet die Presse und es hängt an ihr, es tadelt sie und glaubt ihr doch, und fördert in dieser Wechselbeziehung oft gerade ihre schlechten Seiten. Daher ist die Presse bei uns leider kein guter Erzieher des Publikums, aber auch das Publikum noch kein Erzieher der Presse.

In Wahrheit läßt sich das Verhältnis zwischen Presse und Allgemeinheit, das jeder Regelung der Stellung der Presse im Staat, also jedem Pressegesetz zugrunde liegt, auf drei Hauptfragen zurückführen: das Verhältnis der Presse zu den persönlichen Rechten jedes Staatsbürgers; das Verhältnis der Presse zur öffentlichen Moral und Ordnung; und das Verhältnis der Presse zur staatlichen Ordnung und ihren Organen. Die erste Frage betrifft also die Verletzung der Rechte des Einzelnen durch ins Privatleben eindringende, unwahre oder beleidigende Berichterstattung und den Schutz dagegen (bei uns: Entgegnung und Ehrenbeleidigung); die zweite die Berichterstattung über Verbrechen und die Veröffentlichungen, die an das Geschlechtsleben rühren (den Komplex „Schund und Schmutz“); die dritte die Übertreibungen der politischen Kritik, die durch die Presse begangenen politischen Delikte.

Wie man sieht, entsprechen unsere ersten zwei Punkte den Haupt Sorgen auch des englischen Pressewesens. Der dritte — der die Staatsgewalt gegen Delikte schützen soll — ist in einer alten Demokratie wie England zu einem so selbstverständlichen Bestandteil des allgemein geltenden Gesetzes, des gesellschaftlichen Tabus geworden, daß er nicht als Sonderfall im Pressewesen empfunden wird, der einer besonderen Beachtung oder Regelung bedürfte; in einer jungen Demokratie wie Österreich ist das anders.

Wie regelt nun das österreichische Presserecht diese Probleme; und könnte es sie oder sollte es sie besser regeln? Wohlgermerkt, wir wollen hier nicht von Paragraphen sprechen; das überlassen wir den Juristen. Wir sprechen vom Standpunkt eines demokratisch bewußten Journalisten über die Grundsätze.

DIE ZEITUNG UND DER STAATSBÜRGER

Zu der ersten Hauptfrage — Schutz des Staatsbürgers gegen Beeinträchtigungen seiner persönlichen Rechte oder seines Rufes durch die Presse — ist schon mehrfach festgestellt worden, daß die demokratische Presse dieses Recht durchaus anerkennt; sie macht aber geltend, daß ihm ebenso ein Recht der Zeitung auf Schutz vor Mißbrauch gegenübersteht. Der bisher gefundene Ausgleich dieser beiden anerkannten Rechte ist nicht befriedigend. In England wird er in übermäßig hohen Geldstrafen für Ehrenbeleidigungen durch die Presse gesucht, die die Zeitungen sehr oft geradezu Erpressungen aussetzen. Andererseits gibt es in England kein Recht der Entgegnung, außer durch die freiwillige Veröffentlichung einer Zuschrift an die Redaktion, und kein Recht auf Widerruf, außer im Wege der Ehrenbeleidigungsklage. Das österreichische Presserecht — und dadurch unterscheidet es sich von dem aller andern Länder — enthält die weitestgehende und die genaueste Regelung des Rechtes auf Entgegnung und Richtigstellung unabhängig von einer Beleidigungsklage.

In der Tat ist das einer der wundesten Punkte unseres alten Pressegesetzes und wohl auch einer der am heftigsten umstrittenen des geplanten neuen. Die bisherige Regelung der Entgegnung (Berichtigung) ist nicht nur international ein Unikum, sondern auch innerhalb des österreichischen Rechts beinahe eine Anomalie. Es ist das einzige Verfahren, in dem es keinen materiellen Beweis und nur sehr wenige formale Einreden gibt (so etwas gibt es sonst höchstens noch im Wechselrecht, wenn mich meine blassen juristischen Kenntnisse nicht trügen): Die Zeitung wird unter Umständen gezwungen, etwas zu veröffentlichen, was völlig unwahr sein kann, ja, obwohl sie den Beweis der Unwahrheit in Händen hat. Das ist mindestens ebenso unmoralisch, wie das Verhalten der Zeitung, die etwas Unwahres behauptet hat. Moralisch ist nur die Forderung, daß sie etwas *nachweisbar* Unrichtiges nicht veröffentliche und etwas *nachweisbar* Falsches richtigstelle. Aber gerade dem Recht auf Wahrheit — wenn man es so bezeichnen will — kann am wenigsten durch ein summarisches Formalverfahren entsprochen werden. Dies um so weniger, als in der letzten Zeit die Wahrheitssuche mittels des Berichtigungsparagraphen immer häufiger zur Entgegnung eines

Politikers oder einer politischen Partei auf die politische Stellungnahme einer Zeitung mißbraucht wird, also zu einem Mittel des politischen Kampfes geworden ist: ein wahres Zerrbild des demokratischen Entgegnungsrechtes des Staatsbürgers.

Als Folge der gegenwärtigen unbefriedigenden Regelung dieser Frage im geltenden Gesetz, als Folge in der Unsicherheit zwischen den Versuchen der Advokaten, den Buchstaben auszunützen, und den abwehrenden Manövern der Zeitungen hat sich eine schwankende Rechtsprechung der Pressegerichte bis hinauf zur Altherrenreaktion des Obersten Gerichtshofes etabliert, die vergeblich in immer strengeren Formalentscheidungen nach einer Richtschnur sucht und, insbesondere von den Zeitungen, immer mehr als schikanös empfunden wird. Das ist nicht der Sinn des Gesetzes und kann es nicht sein! Hier muß das Gesetz geändert werden; aber es ist zweifelhaft, ob durch irgendeine Regelung im Gesetz das Problem vollends gelöst werden kann.

DIE GUTEN SITTEN

Sowenig das Recht auf Wahrheit beim Bezirksgericht durchgesetzt werden kann, sowenig kann die Sittlichkeit durch Gesetz und Gericht gewahrt werden, ohne im anderen Sinne Anstoß zu erregen und andere Rechts- und Kulturgüter zu verletzen; das beweisen die Erfahrungen mit dem Gesetz gegen Schmutz und Schund, das eigens geschaffen wurde, um unser Presserecht in diesem Punkt zu ergänzen. Hier liegen die Schwierigkeiten vor allem bei der Abgrenzung des Tatbestandes, und auch diese Schwierigkeiten sind international. In England gibt es genau so lächerliche Verfolgungen literarischer Werke wegen „Obszönität“ wie bei uns. Aber in England, dem einst puritanischen England, sieht man heute selbst in den respektablen Zeitungen mehr unverhüllte Filmstarbusen als bei uns — und vernimmt zugleich den berechtigten Protest gegen die aus Amerika eingeführten „horror comics“, die blutrünstigen Gangster-Zeichenstreifen, die kein Gesetz verbietet, weil sie nicht „obszön“ sind. (Der Name „horror comics“, aus dem gebräuchlichen „comic strips“ entstanden, bedeutet nicht „Scherze mit Schrecken“, er ist nur ein ungewollter Scherz der Sprache.) Diese modernen Fünfkreuzer-Schundstücke, in Millionenauflagen als Bücheln verbreitet, finden nun auch gezeichnet in die Millionenauflagen der Zeitungen Eingang.

Ebenso ungelöst bleibt das Problem, wo die theoretisch zur Abschreckung dienende Berichterstattung über Kriminal- und Sexualfälle anfängt, statt dessen, und zumindest für einen Teil des Publikums, zum Anreiz und zur Aneiferung zu werden. Ganz besonders widerlich ist da die Methode jenes kommunistischen Schmutzblattes, das gerne die Verderbtheit der kapitalistischen — besonders der amerikanischen — Gesellschaft in sexuell wirklich aufreizenden Bildern anprangert oder etwa ein Sittlichkeitsdelikt an Kindern und Jugendlichen voller Entrüstung über den „Unhold“ in allen Einzelheiten ausbreitet. Sagt der englische Presserat in seinem Bericht über den Hintergrund dieses Problems:

„Um ihre Auflage zu erhalten, müssen die Zeitungen ihre Würze gemäß dem Geschmack ihres Publikums wählen; und da es heute Millionen minder kultivierter Menschen gibt, die eine Zeitung kaufen, hat das, was man ohne prüden Nebensinn als vulgäre Presse bezeichnen kann, seinen entsprechenden und wichtigen Platz errungen . . . Dem Presserat gehen häufig Anzeigen zu, die diesen oder jenen Bericht als gegen den guten Geschmack verstoßend bezeichnen und seine Verurteilung fordern. Das ist ein heikler und umstrittener Boden.“

Trotzdem sollte ihn gerade der Presserat mit etwas mehr Mut betreten, als diese einigermaßen feige und obendrein falsche Stellungnahme zeigt. Gerade den „guten Geschmack“, die guten Sitten im Pressewesen zu beurteilen und zu vertreten, wäre nach unserer Auffassung Sache des Presserates. Gerade dazu braucht man ihn. Gesetz und Gericht allein werden den heiklen Boden niemals richtig abstecken und umhegen können.

PRESSEFREIHEIT UND POLITIK

Bei der dritten Hauptfrage, die wir oben erwähnt haben, den politischen Delikten, die durch die Presse begangen werden können, liegt wieder eine andere Schwierigkeit vor. Die Erfahrung in Österreich in den Nachkriegsjahren hat gezeigt, daß diese Delikte einer das demokratische Maß überschreitenden Kritik gar nicht selten begangen werden,

daß aber nur äußerst selten oder nie eine gerichtliche Verfolgung zu einer Verurteilung geführt hat. Ob Geschworenengericht (wie früher) oder Schöffen (vor die diese Delikte nun gehören), ob Kommunisten oder Nazi als Angeklagte: das Urteil lautet — bei der Rückständigkeit der Tatbestände nach unserem alten Strafgesetz und bei den heutigen politischen und psychologischen Verhältnissen, in denen sich Ressentiment und Rückversicherung mischen, — meist auf Freispruch, so daß Anklagen dieser Art in letzter Zeit gar nicht mehr erhoben werden. Das sieht wie ein Triumph der Pressefreiheit aus, und jeder Journalist sollte sich im Prinzip darüber freuen. Aber es ist fraglich, ob unsere junge Demokratie einen solchen Freibrief für alle, die sie erschüttern und unterwühlen wollen, schon verträgt. Wenn unser Strafgesetz durch die Beibehaltung etwa des Delikts der Gotteslästerung die göttliche Ordnung noch immer unter seinen Schutz stellt, ist der Schutz der staatlichen Ordnung wohl ebenso berechtigt. Und schließlich: wenn der einzelne Staatsbürger gegen Verleumdung, Herabsetzung, Beleidigung, ja gegen bloße Unwahrheit geschützt sein soll, warum nicht die Behörde, der Staat?

Dennoch zeigt sich auch hier die Unvollkommenheit dieses Schutzes durch Gesetz und Gericht. Unsere ganze Betrachtung der Hauptprobleme des Presserechts führt somit zu der Erkenntnis: hier fehlt etwas.

Aber was?

SELBSTKONTROLLE DER PRESSE

Es fehlt ein Instrument zur Selbstkontrolle der Presse, das die Lücken der gesetzlichen und gerichtlichen Kontrolle auszufüllen hätte. Eine Autorität der Eigenzensur an Stelle der staatlichen Zensur, die jedes freie Land verwirft. Ein Mittel, die Abgrenzungsschwierigkeiten und die Grenzfälle zu regeln, die der Paragraph gar nicht erfassen kann. Ein Mittel zugleich der Billigkeit, die Härten ausgleicht, und der redlichen Festigkeit, die auf heiklem Boden weder ausweicht noch ausrutscht. Ein Mittel der Erziehung.

Wir brauchen ein Organ zur Selbsterziehung der Presse. Wir brauchen einen — nennen wir ihn: Presse-Ehrenrat. Das Folgende ist ein konkreter Vorschlag:

Es soll ein österreichischer Presse-Ehrenrat geschaffen werden, der aus nicht mehr als sechs bis neun Mitgliedern bestehen muß — sechs, wenn man ihn auf die Angehörigen des Berufes beschränkt (zu gleichen Teilen Redakteure und Herausgeber) neun, wenn man Vertreter des Publikums einbeziehen will (etwa Erzieher, Hochschullehrer, Schriftsteller, keine Ämter, keine Juristen). Der Vorsitz könnte jährlich abwechseln. Die Entscheidungen würden mit Mehrheit getroffen.

Der Presse-Ehrenrat entscheidet über jede Beschwerde, die gegen eine Veröffentlichung oder gegen das sonstige Verhalten einer Zeitung eingebracht wird, sei es von einem Mitglied des Publikums, von einer Gemeinschaft (z. B. Jugendverbände, Erziehungsgemeinschaften, Religionsgemeinschaften), von einer öffentlichen Körperschaft oder Behörde, oder auch von Berufsmitgliedern Zeitungen oder Journalisten). Voraussetzung ist, daß ein Drittel der Mitglieder des Rates die eingebrachte Beschwerde als Gegenstand einer Verhandlung für geeignet anerkennt. Eine solche Verhandlung findet nicht statt, wenn (solange) in der gleichen Angelegenheit ein gerichtliches Verfahren anhängig ist.

Beispiele aus der englischen Praxis mögen dies verdeutlichen. Dem englischen Presserat lag eine Beschwerde gegen eine Zeitung vor, die in dem Fall eines an einem Kind begangenen Sexualdelikts den Namen des Mädchens veröffentlicht hatte (das englische Gesetz, wie das österreichische, verbietet die Namensnennung bei Jugendlichen nur, wenn sie die Angeklagten sind). In einem anderen Fall tadelte der Presserat das Vorgehen eines Herausgebers, der die Filmrezension eines regelmäßigen Mitarbeiters ohne dessen Zustimmung erheblich verändert hatte und sie dennoch unter dessen Namen erscheinen ließ (es handelte sich um einen Film, an dessen Herstellung der Herausgeber finanziell beteiligt war und den der Rezensent ungünstig besprochen hatte). In wieder einem anderen Fall wies der Presserat eine Beschwerde gegen eine Zeitung ab, weil sie eine Zuschrift nicht veröffentlicht hatte; die Aufnahme von Zuschriften, erklärte er, stehe völlig im Ermessen der Zeitung, ebenso (ein weiterer Fall) die Aufnahme von Anzeigen.

Vor den Presserat gehören ferner alle Streitfragen aus dem Verhältnis zwischen Redaktion und Inseratengeschäft. Es ist bemerkenswert, daß

die ursprüngliche Untersuchung über das Pressewesen in England hauptsächlich um den Einfluß der Geschäftsinteressen des Besitzers (Herausgebers) und der großen Inserenten auf die redaktionelle Führung der Zeitungen ging.

Alle angeführten Fälle könnten sich auch in Österreich ereignet haben; und hier bei uns kommen wohl noch viele andere hinzu, die sich eben daraus ergeben, daß unsere pressegesetzlichen Bestimmungen enger und schärfer und daher die pressegerichtlichen Verhandlungen ungleich häufiger sind als anderswo. Die Bedeutung des Presse-Ehrenrates läge ja auch darin, diese Häufung abzubauen, die für das Publikum, also den potentiellen Kläger, das Gericht und die Zeitungen gleich beschwerlich ist. Wenn der Presse-Ehrenrat sich bewährte, wäre dies geradezu ein Grund, eine Lockerung mancher pressegesetzlicher Bestimmungen oder zumindest eine Milderung der pressegerichtlichen Praxis zu verlangen. Die Selbstkontrolle müßte die behördliche Kontrolle ersetzen. Dazu bedarf es freilich noch anderer Voraussetzungen.

SANKTIONEN

Der Presse-Ehrenrat verhandelt nicht öffentlich (nach einer Verhandlungsordnung, die, sagen wir, lose dem Schiedsgerichtsverfahren nachzubilden wäre). Seine Entscheidungen aber müßten veröffentlicht werden, und zwar nicht nur in der Form regelmäßiger Berichte, sondern in jedem Fall durch die betroffene Zeitung selbst. Das wäre ja im Prinzip die „Entgegnung“ — viel wirksamer als die mit Advokatenkniffen dem Paragraphen abgezwungene: das wäre die „Verurteilung“ wegen eines Pressedelikts — viel treffender, weil moralisch und nicht juristisch begründet, durch eine Autorität, die auf anderer Ebene urteilt als das Bezirksgericht.

Nun erhebt sich die Frage, wie diese Sanktion, die Veröffentlichung, zu erzwingen wäre. Man könnte sich vorstellen, daß sie gesetzlich vorgeschrieben wird. Das würde erfordern, daß die ganze Institution des Presse-Ehrenrates (mit einer Minimalabgrenzung seiner Funktionen) in einem Gesetz, dem Pressegesetz oder einem eigenen, verankert wird. Man könnte auch an die freiwillige Verpflichtung aller übrigen Zeitungen denken, eine Entscheidung des Presse-Ehrenrates dann wiederzugeben, wenn die betroffene Zeitung die Verpflichtung, sie zu veröffentlichen, nicht erfüllt.

Einen zweifellos schwierigen Spezialfall, den wir hier nur andeuten wollen, würde die Mitwirkung des Presse-Ehrenrates bei der Verfolgung — im Prinzip der Hintanhaltung — der durch die Presse begangenen politischen Delikte bilden. Wir haben bereits erwähnt, wie problematisch hier die behördliche Verfolgung ist. Es wäre denkbar, daß der Staatsanwalt ermächtigt oder sogar verpflichtet würde, bevor er in einem solchen Falle Anklage erhebt, ein rasches Gutachten des Presse-Ehrenrates einzuholen; dies würde zweifellos der Verfolgung mehr Nachdruck geben. Andererseits könnte in solchen Fällen an die Stelle der Verurteilung des verantwortlichen Redakteur zu Haft oder Geldstrafe (wovor eben die Gerichte oft zurückscheuen) die Verurteilung der Zeitung zur Veröffentlichung einer kurz begründeten Verwarnung treten: sie müßte ihre Leser selber darauf aufmerksam machen, daß ihre Schreibweise nach dem Urteil ihrer Mitbürger die Freiheiten der Demokratie mißbraucht und gegen die gemeinsame Verantwortung aller Staatsbürger gerichtet ist. Dreimalige Mißachtung einer solchen Verwarnung müßte dann zu sehr strengen Strafen führen.

Aber das sind, wie gesagt, bloß Randbemerkungen, noch keine konkreten Vorschläge.

Die Schaffung des Presse-Ehrenrates hingegen ist ein wohlherwogener Vorschlag an die Öffentlichkeit und an meine Berufskollegen. Es ist ein ganz persönlicher Vorschlag. Es ist ein demokratischer und ein optimistischer Vorschlag. Er wird im Vertrauen auf die österreichische Presse und ihre Berufsausübenden gemacht von denen ich weiß, daß viele — insbesondere leitende Berufstätige der katholischen Presse — zwar nicht meine politischen, aber meine Ansichten über die Aufgaben der Presse teilen. Hier ist die Erfüllung dieser Aufgaben aus eigenem, durch Selbsterziehung und Selbstüberwachung, zu wahren. Hier ist, durch die Schaffung und die Bewährung des Presse-Ehrenrates, Ehre zu verteidigen, Ehre zu holen.

RÜSTUNG OHNE KRIEG

EINE INNERAMERIKANISCHE DISKUSSION ÜBER DEN ISOLATIONISMUS

Die nachfolgende, in der Übersetzung nur leicht gekürzte Diskussion wurde in der amerikanischen Monatszeitschrift „The Freeman“ geführt, die dem äußersten rechten Flügel der Republikaner nahesteht (genauer: dessen isolationistischer Fraktion, denn nicht einmal ein „rechter Flügel“ ist in Amerika ein nach unsern Vorstellungen eindeutiger Begriff). Den Anstoß gab ein Artikel des „Freeman“-Herausgebers Frank Chodorov, der sich — heftig überzeugt, aber desto weniger überzeugend — gegen die amerikanischen Engagements in Europa und Asien und damit gegen das Rüstungsbudget gewandt hatte, wobei er sich auf die Situation von 1940 und auf die Freiheits-Einbußen berief, die unweigerlich entstehen müssen, wenn eine Regierung die bloße Möglichkeit eines Kriegs ins Auge faßt. Auf der gleichen, durch die Gegenargumente Willi Schlamm noch weiter geschwächten Basis bewegt sich auch seine hier wiedergegebene Diskussions-Replik. Wir geben sie nicht etwa deshalb wieder, weil wir sie in bezug auf die amerikanische Außenpolitik für aufschlußreich oder gar für maßgebend hielten. Das ist sie nicht. Sie ist, wie wir glauben, des Interesses unserer Leser vor allem deshalb wert, weil sie den öffentlichen Meinungsstreit Amerikas von einer unvermuteten (wenn auch keineswegs eindrucksvollen) Seite anleuchtet — und weil sie so ganz und gar nicht in die alberne Propaganda-Schablone vom „raubgierigen amerikanischen Imperialismus“ paßt. „Typisch“ für Amerika ist diese Diskussion nur insofern, als selbst ein so erreaktionäres Organ des Wallstreetfaschismus wie „The Freeman“ auch dem schärfsten Opponenten Raum und Redefreiheit gibt. — Willi Schlamm wird einigen unserer Leser vielleicht noch aus jenen Jahren in Erinnerung sein, da er die Wiener Ausgabe der „Weltbühne“ und nach 1934 in Prag die „Europäischen Hefte“ redigierte; in Amerika gehörte er bis vor kurzem zum leitenden Redaktionsstab von „Time“, ließ seinem 1936 bei Oprecht in Zürich erschienenen Buch „Die Diktatur der Lüge“ 1941 ein bereits englisch geschriebenes folgen („Der zweite Unabhängigkeitskrieg“), war 1950 als „Time“-Korrespondent in Paris tätig und lebt jetzt als freier Schriftsteller in Vermont.

WILLI SCHLAMM

Gerüstet — und bereit

Unter den populären Heurigenliedern, in denen sich die Lebensphilosophie des Wieners äußert, gibt es eines, das (natürlich unbeabsichtigt) eine heutzutage sehr häufige politische Haltung symbolisiert. Es lautet:

Ja so a Räuscherl is mir lieber
Als wie a Krankheit, wie a Fieber.

Wer in aller Welt wäre herzlos genug, gegen eine so fröhliche Weltanschauung Sturm zu laufen? Sie ist in der Tat unwidersprechlich — allerdings nur unter der Voraussetzung, daß dem freien menschlichen Willen keine andre Wahl bleibt, als die zwischen einem Räuscherl und einer Krankheit. Unglücklicherweise endet es (nicht nur bei den Wienern) gewöhnlich damit, daß man beides hat. Denn der Mensch — so tragisch ist es nun einmal um sein Schicksal bestellt — muß für jeden Tropfen Wein, den er trinkt, irgendwie zahlen. Sein freier Wille ermöglicht es ihm nicht, den Konsequenzen seines Verhaltens zu entinnen. Er hat für sie einzustehen.

Frank Chodorov löst das immense Problem, ob wir bereit sein sollen, für den bewaffneten Widerstand gegen den Kommunismus den vollen Preis zu zahlen, durchaus nach dem Muster jenes Heurigenlieds. Zwingend beweist er, daß uneingeschränkte Freiheit bei weitem genußreicher ist, als ein bewaffneter Zusammenstoß mit Banditen kommunistischer oder sonstwelcher Art. Und wie jeder wahre Liebhaber des Guten und des Schönen geht er hurtig über den einzigen wirklich häßlichen Aspekt des Themas hinweg: nämlich ob es außer unserer Kapitulation überhaupt einen Weg gibt, diesen Zusammenstoß zu vermeiden.

Vielleicht kann er vermieden werden. Vielleicht weiß jemand, wie man den militanten Kommunismus davon abhalten kann, ein freies Land, das sich nicht mit Waffengewalt verteidigen will, in seine Gewalt zu bekommen. Wenn Chodorov es wüßte, hätte er es uns gesagt. Statt dessen stellt er sich auf den meiner Meinung nach unhaltbaren Standpunkt, daß diejenigen, die einen bewaffneten Zusammenstoß mit dem Kommunismus zu vermeiden wünschen, auf die gleichen Argumente zurückgreifen sollten wie die Isolationisten des Jahres 1940. Nun hatten aber die damaligen Gegner der amerikanischen Intervention (zu denen aus

den denkbar ehrenhaftesten Motiven auch Chodorov zählte) eine zumindest theoretisch sehr rationelle Basis. Sie beschränkten sich keineswegs auf die Binsenweisheit, daß Krieg etwas Übles und noch dazu Kostspieliges sei und in jedem Fall auch die eigenen Freiheiten gefährde. Vielmehr hielten sie den Eintritt der Vereinigten Staaten in diesen spezifisch europäischen Krieg deshalb für überflüssig, weil ein aufgerüstetes Amerika — und man vergesse nicht, daß selbst Col. Lindbergh damals nicht nur für die amerikanische Neutralität, sondern auch für eiligste Aufrüstung plädierte — in Ruhe und Sicherheit abwarten könnte, bis Nazi-Deutschland und Sowjetrußland einander ruiniert hätten. Die Grundthese der damaligen Isolationisten ging dahin, daß keine der beiden totalitären Mächte am Ende ihrer blutigen Auseinandersetzung stark genug wäre, um den Vereinigten Staaten gefährlich zu werden, und daß einem bewaffneten, neutralen Amerika im geeigneten Augenblick die Funktion zufiele, seine ungeminderte Macht zur Herbeiführung eines vernünftigen Friedens in Europa einzusetzen. Ohne auf die etwaigen Meriten dieser isolationistischen Strategie einzugehen, muß gesagt werden, daß sie im Jahre 1940 intellektuell und moralisch verfechtbar war.

Läßt sich dasselbe für 1954 sagen? Ich habe in Chodorovs Ausführungen nicht den mindesten Anhaltspunkt dafür gefunden, wie Amerika, unbewaffnet und nur mit dem unbekümmerten Genuß seiner Freiheiten beschäftigt, es anstellen sollte, von einer schwerbewaffneten, auf Welteroberung abzielenden kommunistischen Kräftekonzentration nicht überrannt zu werden. Soviel ich sehen konnte, rechnet Chodorov nicht etwa auf ein göttliches Wunder zu unseren Gunsten. Auch scheint er keineswegs zu erwarten, daß eine sowjetisierte Welt aus purer Nettigkeit davon Abstand nehmen würde, die unbewaffnete amerikanische Schatzinsel zu erbeuten. Chodorov äußert zum Kernpunkt dieser Frage — ob Amerika die Sowjetisierung der übrigen Welt überstehen kann, wenn es keine Waffen besitzt oder nicht willens ist, von ihnen Gebrauch zu machen — lediglich das folgende: „Jene, die den Kommunismus oder die Sowjets zumindest ebenso sehr fürchten, wie sie die Freiheit lieben, legen das Hauptgewicht auf die unmittelbaren Gefahren, die uns drohen, statt auf die später resultierenden. Sie sind bereit, unsere Freiheit aufs Spiel zu setzen. Ich bin dazu nicht bereit.“

Mir scheint, daß Chodorov noch zu etwas viel Gefährlicherem bereit ist: er will nämlich zur Verteidigung unserer Freiheit nichts weiter einsetzen als die Überzeugung, daß es schöner ist, im Frieden zu leben als im Krieg zu sterben. Mit andern Worten: ein Räuscherl ist ihm lieber als Krankheit und Fieber. Und dagegen läßt sich nun wirklich nichts vorbringen. Es hat nur nichts mit der Frage zu tun, wie wir alle, die wir lieber trinken und leben als kriegsführen und sterben — und die wir vorläufig noch in der Lage sind, zu trinken und zu leben — uns angesichts der ständig wachsenden Gefahr einer kommunistischen Welteroberung verhalten sollen, um auch weiterhin leben und trinken zu können. Chodorov möge uns die folgenden Fragen beantworten:

1. Ist es den Kommunisten ernst mit ihren Welteroberungs-Absichten? Ich für meine Person beantworte diese Frage mit Ja. Selbstverständlich wollen sie keinen Krieg haben, sondern die Welt, und wenn sie die Welt bekommen können, ohne einen Schuß abfeuern zu müssen, dann um so besser für sie. Sollten sie aber die Welt nur durch Krieg bekommen können, dann werden sie eben Krieg führen. Ich frage Chodorov, ob die kommunistische Haltung damit korrekt umschrieben ist.

2. Kann man den Kommunisten mit rationalen Argumenten oder mit moralischen Exempeln beikommen? Ich für meine Person beantworte diese Frage mit Nein. Die Rücksichtslosigkeit und Brutalität der Kommunisten (die sie für Schwächlinge so besonders anziehend macht) rührt ja gerade von ihrer unerschütterlichen Überzeugung her, daß der Kommunismus mit der geschichtlichen Entwicklung sozusagen „im Bandl“ ist und nur seine unaufhaltsame historische Mission erfüllt. Ein Amerika, das nicht willens ist, seine Freiheit notfalls auch mit Waffengewalt zu verteidigen, wird auf den Kommunismus eben darum keinen Eindruck machen, am allerwenigsten den eines moralischen Exempels; es wird ihm lediglich einen letzten Beweis für den Schiedspruch der Geschichte liefern, die den Kapitalismus zum Tod verurteilt hat. Ich frage Chodorov, ob damit die kommunistische Reaktion auf das von ihm geforderte amerikanische Verhalten korrekt umschrieben ist.

3. Teilt Chodorov meine Meinung, daß der kommunistische Machtblock, wenn er das Menschenmaterial und die natürlichen Ressourcen Asiens noch um die gigantische Industriekapazität Westeuropas vermehrt hat, den Krieg gegen ein nicht aufgerüstetes Amerika gewinnen würde?

Wenn Chodorov in diesen drei Punkten mit mir übereinstimmt, hat er noch immer zwei Wege offen, die sich sowohl intellektuell wie moralisch rechtfertigen ließen. Er kann das ganze Thema für zu morbid halten, um es zu diskutieren — oder er kann uns konkret beraten, wie wir uns unter den gegebenen (und von ihm anerkannten) Umständen verhalten sollen.

Entschließt er sich, uns zu beraten, also als verantwortlicher politischer Denker zu fungieren, dann wird er sich (und uns) zweifellos einen Überblick über die uns zur Verfügung stehenden Verhaltensweisen geben wollen. Ich glaube nicht, daß er ihrer mehr entdecken wird als höchstens fünf. Nämlich:

1. Wir können auf höchster religiöser Ebene entscheiden, daß man dem Bösen, auch wenn es noch so anmaßend um sich greift, nicht mit Gewalt entgegenzutreten darf, und daß der freie Mensch statt dessen das tragische Schicksal des Märtyrers auf sich zu nehmen habe. Dieser religiöse Glaube ist nicht der meine, aber ich respektiere ihn. Er ist moralisch nobel und intellektuell diskutierbar. Und er verzichtet auf das schwindelhafte Versprechen, daß es genüge, auf Gewaltanwendung zu verzichten, um sich's im ungetrübten Genuß der Freiheit wohlergehen zu lassen. Im Gegenteil. Gewaltlosigkeit als religiöse Haltung verspricht dem Menschen nichts als die Kreuzigung für seinen Glauben.

2. Wir können auf unverhohlenen materialistischer Ebene entscheiden, daß wir lieber Sklaven sein wollen als tot und daß der Mensch, statt für irgendwelche Ideale auch zu sterben (oder zu töten), besser daran tut, sich dem mit unwiderstehlicher Kraft

Hereinbrechenden zu beugen. Schließlich kann ja auch der Sklave ab und zu ein Stückchen saftigen Fleisches zu kauen bekommen, indessen die Toten, was immer sie sonst tun mögen, ganz bestimmt nicht kauen. Dieser feinschmeckerische Opportunismus ist nicht der meine und ich respektiere ihn nicht. Aber ich muß ihm eine gewisse entwaffnende Aufrichtigkeit zugestehen: seine Anhänger (wie etwa die französischen Neutralisten) werfen sich wenigstens nicht in die Positur des Freiheitskämpfers und behaupten nicht, daß ihre Haltung zu irgend etwas anderem gut sei, als zur Sicherung eines Minimums an physischem Auskommen. Was sie retten wollen, indem sie für Kapitulation plädieren, ist nicht ihre Freiheit, sondern ihre Haut.

3. Wir können auf der Ebene eines metaphysischen Skeptizismus entscheiden, daß der Mensch in seiner Armseligkeit die Zukunft nicht vorausszusehen vermag; daß er um eines vagen Herumratens willen sein eigenes und seines Sohnes Leben nicht in die Schanze schlagen soll; und daß er nichts besseres tun kann, als sich an die herrschenden Gewalten zu adjustieren und um Erlösung zu beten. Das ist eine wackelige Haltung, für die ich wenig übrig habe (und ganz gewiß keinen Respekt). Aber ich konzidiere ihr eine gewisse logische Folgerichtigkeit: einem Menschen, der sich auf keinerlei Glauben zu stützen hat, wird man schwerlich beweisen, daß die Zukunft insofern „vorhersehbar“ ist, als zwischen Ursache und Wirkung eine natürliche Wechselbeziehung besteht.

4. Wir können auf der Ebene des Glaubens (nämlich des Glaubens an die uns innewohnenden menschlichen Werte) entscheiden, daß der Tod uns immer noch lieber ist als das Leben unter einem Regime, das diesen menschlichen Werten mit einer Besessenheit sondergleichen den Garaus macht. Wir können uns für den Versuch entscheiden, den unversöhnlichen Feind zu überwinden, bevor er durch unsere eigene Schuld unüberwindlich geworden ist. Das ist die Position, die ich für mich gewählt habe. In logischer und moralischer Hinsicht scheint sie mir den andern überlegen zu sein. Selbstverständlich bin ich mir auch des Risikos bewußt, das sie mit sich bringt: sie überläßt die praktische Entscheidung, wie und wann jener Versuch zur Überwindung stattfinden soll, einem Team von Bürokraten und Experten, denen es möglicherweise nicht ganz so leidenschaftlich um die Freiheit geht wie mir. Aber da ich mich damit einverstanden erklärt habe, lieber zu sterben als unter einem kommunistischen Regime zu vegetieren, muß ich auch mit einem zeitweiligen und wieder einbringlichen Verlust gewisser Freiheiten einverstanden sein, wenn ich dadurch einem jahrhundertelangen und totalen Verlust meiner Freiheit entgehen kann. Denn die Behauptung, daß zwischen den Freiheitsbeschränkungen, die ein siegreiches Amerika seinen Bürgern während des Krieges auferlegt haben müßte, und den Freiheitsbeschränkungen durch ein siegreiches Sowjetregime eigentlich kein Unterschied bestehe — diese Behauptung ist ganz einfach ein frivoler Aberwitz.

5. Wir können schließlich auf der Ebene unendlicher Verzweiflung entscheiden, daß es mit der Freiheit ohnehin vorbei ist und daß sie auf jeden Fall vom Erdboden verschwinden muß, zugrunde gerichtet entweder durch den Vormarsch des Kommunismus oder durch unsern eigenen Versuch, diesen Vormarsch aufzuhalten. Dieser Standpunkt scheint mir sowohl intellektuell wie moralisch durchaus zulässig, aber wer ihn vertritt, kann ihn nur für seine eigene Person vertreten. Hoffnungslosigkeit darf keine Proselyten machen.

Vielleicht gibt es außer diesen fünf Möglichkeiten noch andere, von denen ich nichts weiß. Schon deshalb muß mir Frank Chodorow jetzt klare Auskunft geben, wie ein unbewaffnetes Amerika der Niederwerfung durch eine bewaffnete Sowjetwelt entgehen kann — oder welchen Sinn ein bewaffnetes Amerika hätte, wenn es nicht entschlossen ist, von seinen Waffen im Ernst- und Notfall Gebrauch zu machen.

Ich meinerseits konzidiere ihm, daß auch mir ein Räuscherl bedeutend lieber ist, als Krankheit und Fieber.

Gerüstet — aber wozu bereit?

Wir werden schon wieder aufgefordert, uns zu fürchten — genau wie vor den beiden vergangenen Weltkriegen. Politiker halten furchterweckende Reden, Journalisten erfinden alarmierende Schlagzeilen, und ringsumher ertönt der Schreckensruf: der Feind steht vor den Toren, rüsten wir uns zur Schlacht! Der Feind, falls es jemand nicht wissen sollte, ist diesmal die Sowjetunion.

Ich zweifle die Aufrichtigkeit all dieser guten Amerikaner in keiner Weise an. Und ich gebe zu, daß sie ihre Angst mit einigen nicht von der Hand zu weisenden Tatsachen begründen können. Tatsächlich ist ja die Geschichte der Völker eine fortgesetzte Kette von Feinden, die vor den Toren stehen, von Schlachten, für die gerüstet werden muß, und tatsächlich bedarf es keiner Diskussion, daß ein reiches Land wie das unsere ein lockendes Beutestück für jeden Eroberer darstellt. Vielleicht sollten wir also wirklich auf unsere Verteidigung bedacht sein. . . . Aber da erhebt sich die Frage, was „Verteidigung“ eigentlich bedeutet. Schon auf diesem Gebiet beginnen die Meinungsverschiedenheiten. Einige sind dafür, der roten Hydra, wo immer sie einen ihrer Köpfe zeigt, diesen Kopf abzuschlagen. Andere wollen sich mit solchen Nebensächlichkeiten nicht abgeben, sondern nach dem Herzen zielen, nach Moskau. Auch in taktischen Fragen bestehen Differenzen. Es wird behauptet, daß es nach wie vor die Fußtruppen sind, von denen Kriege gewonnen werden. Es wird behauptet, daß die Infanterie durch die Luftwaffe so gut wie überflüssig geworden sei. Die Kriegsflotte ihrerseits stellt beide Behauptungen in Frage. Die Kernphysiker steigern die Verwirrung. Und die Unzuverlässigkeit vorgeblicher Alliierten macht das Durcheinander vollkommen.

Der gewöhnliche Bürger, dem gegebenenfalls das Kämpfen und das Beten obliegen wird, fühlt sich durch all das Gerede über „Verteidigung“ schon deshalb geängstigt, weil es von der Voraussetzung ausgeht, daß der Krieg unvermeidlich sei. Er lebt ständig am Rande der Hysterie. Vielleicht können ihn ein paar nüchterne Überlegungen davor bewahren, ihr anheimzufallen.

Die erste dieser Überlegungen geht dahin, daß der Krieg, von dem da immer gesprochen wird, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bedingt. Damit hat man sich längst abgefunden und darüber diskutiert man gar nicht mehr. Denn es ist unvorstellbar, daß genügend junge Amerikaner sich freiwillig melden würden, um auf fremdem Boden gegen Rußland zu kämpfen. Wären sie überzeugt, daß ihr Land einer unmittelbaren Invasionsgefahr ausgesetzt ist, dann kämen sie ohne Zweifel in Scharen herbei, um es zu verteidigen. Wenn man aber erst zu Wehrpflichtgesetzen greifen muß, um Soldaten zu rekrutieren, so ist schon das ein Beweis, daß ein Krieg gegen Rußland nicht gewünscht wird. Ich halte das allen Ernstes für einen springenden Punkt, und nicht erst seit heute. Auch 1917 hätten wir es nicht fertiggebracht, eine Armee von Freiwilligen auf die Beine zu bringen, um sie nach Europa zu schicken. Auch 1942 mußten die Armeen, die wir in Europa und in Japan einsetzten, rekrutiert werden. Und ich glaube nicht, daß wir nach dem Freiwilligensystem eine einzige Division für Korea zusammenbekommen hätten.

Damit stellt sich eine weitere Frage: durfte man die Amerikaner, die diese Kriege offenbar nicht führen wollten, dennoch zwingen, sie zu führen? Vielleicht war ihre mangelnde Kriegsbegeisterung ein Fehler. Aber das Recht, Fehler zu begehen, kann ihnen im Rahmen eines demokratischen Systems nicht bestritten werden. Im übrigen könnte ich an Hand der Ergebnisse und Konsequenzen dieser Kriege nachweisen, daß der Instinkt des Volkes gesünder war als das Urteil der Politiker, und daß Amerika, hätte man uns nicht in diese zwei Kriege hineingezwungen, heute mit keinem dritten rechnen müßte. Aber das ist nicht das Thema der gegenwärtigen Diskussion. Gegenwärtig, so sagt man uns, haben wir

die Russen zu fürchten, und damit verhält es sich anders als mit Kaiser Wilhelm und mit Hitler. Die waren nur Halbwahnsinnige. Jetzt hingegen stehen wir einem Rudel kompletter Maniaken gegenüber. Ich stoße mich nicht an dieser Charakterisierung der Moskauer Bonzen; auch die mir bekannten Amerikaner, die der gleichen Ideologie anhängen, sind nicht ganz richtig im Kopf. Es ist mir ferner bekannt, daß der Kommunismus die Welt zu beherrschen plant. Trotzdem habe ich keine Angst. Denn ich bin keineswegs überzeugt davon, daß die Kreml-Clique praktisch in der Lage ist, ihre Weltherrschaftspläne in die Tat umzusetzen oder Amerika zu erobern. Hielte ich und hielte die Jugend Amerikas eine Invasion unseres Landes durch russische Truppen für möglich, dann bräuchten wir keine allgemeine Wehrpflicht.

Zwischen der augenblicklich in Gang befindlichen Furcht-Kampagne und denen, durch die wir für die beiden vorangegangenen Kriege präpariert wurden, besteht ein Unterschied, der mir bedrohlicher erscheint als alle Gefahren, denen wir sonst ausgesetzt sein mögen: die Kriegsproponenten selbst geben zu, daß Amerika gegebenenfalls in einen Zustand des Dienst- und Leistungszwanges geriete, der sich von dem in der Sowjetunion herrschenden kaum unterscheiden würde. Und die tröstlichen Schlagworte wie etwa das vom „Krieg zur Beendigung aller Kriege“ werden diesmal auch die leichtgläubigsten Amerikaner nicht mehr beeindrucken. Zu viele von ihnen sind sich klar darüber, daß Krieg ein Anwachsen der Staatsgewalt auf Kosten der Freiheit bedeutet und daß ein neuer Krieg die letzten Freiheiten, die uns verblieben sind, beseitigen würde. Der Bazillus, den wir unschädlich machen wollten, hat uns selbst infiziert.

Die artikulierten Furchtfabrikanten haben aber noch ein anderes, vermeintlich unwiderlegbares Argument: „Ist es nicht besser, unsere Freiheit vorübergehend einem amerikanischen Diktator zu opfern als einem russischen?“ Ich halte das für eine Schein-Alternative. So oder so werden wir der Sklaverei ausgeliefert, und die Wahl beschränkt sich auf die Nationalität des Sklavenhalters. Ich bin nicht willens, für den Unterschied zwischen Hüh und Hott in den Krieg zu ziehen. (Außerdem läßt sich eine Revolution immer noch leichter gegen einen fremden Tyrannen entfachen als gegen einen einheimischen.) Auch daß eine amerikanische Diktatur nur „vorübergehend“ wäre, kommt mir verdächtig vor. Noch keine Diktatur hat ihre Amtsdauer freiwillig begrenzt; es widerspräche ihrem Wesen, das zu tun. Und schließlich machen sich die Kriegsproponenten ja gar nicht zur Vernichtung des *Kommunismus* erbötig. Sie hoffen lediglich, ein *kommunistisches Regime* zu vernichten. Zweifellos täten sie lieber beides. Aber sie selbst müssen zugeben, daß durch einen Krieg der Kommunismus — oder etwas dem Kommunismus sehr Ähnliches — auch in Amerika Fuß fassen würde. Die einzige Möglichkeit, das zu verhindern, besteht darin, den Krieg zu verhindern. Und die Frage lautet, ob er sich verhindern läßt.

Wir setzen voraus, daß wir den Krieg nicht nach Rußland bringen. Können die Russen ihn zu uns bringen? Können russische Armeen in Amerika einfallen? Ich weiß von keinem einzigen Militärfachmann, der das für möglich hielte.

Aber dann könnten sie immer noch mit Hydrogenbomben über uns herfallen? Vielleicht könnten sie das. Aber warum sollten sie? Die Experten stimmen darin überein, daß dergleichen ein höchst abenteuerliches Unterfangen wäre und eines phantastischen Aufwands an Menschen und Material bedürfte. Die Sowjetführer sind nicht schwachsinnig. Sie kennen das Risiko eines Vergeltungsangriffs, der ihrer ohnedies schwächeren Produktionskapazität ungleich mehr Schaden zufügen würde, als sie uns zugefügt haben. Sollten sie sich dennoch auf einen Zerstörungskrieg dieser Art

einlassen, so wäre das ein Akt der Verzweiflung und bereits ein Zeichen dafür, daß sie sich verloren geben.

Kann Moskau in Amerika eine erfolversprechende Revolution entfachen und uns durch amerikanische Agenten in seine Gewalt bekommen? Das wäre möglich — aber nur dann, wenn unser Abwehrdienst entweder schläft oder mit dem Kreml gemeinsame Sache macht. Beides ist unwahrscheinlich. Davon abgesehen, würde eine etwa vorbereitete Revolution durch den Krieg nicht verhindert sondern gefördert werden, schon weil er unsere Soldaten den Aufgaben entzieht, die sie daheim zu besorgen hätten.

Was haben wir also zu fürchten? Nichts als die Furcht und ihre Hysterie. Ganz gewiß fürchten sich die Moskauer Kriegshetzer nicht weniger als die unsern. Denn keiner kennt die Absichten des andern, und der berühmte „kleinste Funke“ könnte genügen, die beiderseitigen Pulverfässer zur Explosion zu bringen. Dem läßt sich nur durch die Entfernung der Pulverfässer entgegenwirken. Den Sowjets wäre das ein leichtes. Sie müßten bloß ihre Truppen hinter ihre eigenen Grenzen zurückziehen und auf diese Weise ihre friedlichen Absichten bekunden. Aber das werden sie vermutlich nicht tun, teils aus ideologischen Gründen, teils weil eine Diktatur sich aus innerer Notwendigkeit in einer Art permanenten Kriegszustandes befindet.

Amerika ist keine Diktatur. Seine Regierung behauptet, die Interessen des Volkes zu verwalten. Diesen Interessen wäre durch Vermeidung des Krieges augenblicklich am besten gedient. Wenn wir unsere Truppen in die westliche Hemisphäre zurückziehen und unsere globalen Verpflichtungen aufgeben, wäre die Gefahr eines Krieges entscheidend verringert, wenn nicht überhaupt beseitigt.

Gegen diesen Vorschlag — daß wir nach Hause gehen und uns um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern — erheben die Furchtfabrikanten einen abgedroschenen Einwand aus dem Rüstzeug jener Propaganda, die uns schon vor dem zweiten Weltkrieg beigebracht hat, daß „unsere Grenze am Rhein“ gelegen sei. Jetzt wiederum heißt es, daß die Kommunisten ein von uns verlassenes Europa überrennen würden, um mit dem eroberten Industriepotential die Invasion Amerikas vorzubereiten. Deshalb müssen wir sie stoppen, ehe sie noch einen Schritt weiter nach Westen machen.

Nun: sollten die Russen nach unserem Abzug tatsächlich in Frankreich und Italien einmarschieren, so hätte man sie dazu vermutlich aufgefordert oder man hätte ihnen jedenfalls nur geringen Widerstand entgegengesetzt. Soviel ich den europäischen Zeitungsnachrichten entnehme, stehen große Bevölkerungsteile der beiden Länder einem kommunistischen Regime keineswegs ablehnend gegenüber. Sie können es haben!

Andererseits wäre es möglich, daß die europäischen Länder, die jetzt so wenig Geneigtheit zeigen, ihre nationale Integrität zu verteidigen, den nach unserem Abzug einmarschierenden Russen offenen Widerstand entgegensetzen (und dazu würden sie vielleicht gar keine Wehrpflicht brauchen). Ein solcher Widerstand, auch wenn er die Russen nicht aufhalten könnte, wäre zumindest ein sicheres Zeichen dafür, daß die Eindringlinge bei der Verwertung des vorgefundenen Industriepotentials nicht auf Mithilfe seitens der Unterjochten zu rechnen hätten, sondern auf Sabotage. Und am Ende hätten wir dann in Europa, was wir jetzt nicht haben: wirkliche Alliierte. Es könnte sogar sein, daß das Sowjetregime an dem Happen, den es da verschlänge, früher oder später erstickt. Falls jedoch der Kommunismus sich auf diesem Weg in Westeuropa eine solide Basis schaffen kann, so wäre er doch wohl ein gesundes ökonomisches und politisches System, unter dem die Leute offenbar gerne leben und arbeiten. In diesem Fall sollten auch wir ihn übernehmen, freiwillig, ohne ihn erst durch einen Krieg zu erwerben.

Es gibt indessen noch einen wichtigeren Grund, warum wir uns aus Europa zurückziehen sollten: wir würden uns damit im gleichen Ausmaß stärken, in dem die Sowjets sich durch die Erweiterung der von ihnen zu haltenden Linien schwächen. Das gewaltige Rüstungsmaterial, das wir jetzt nach Europa schicken (und das den Russen in die Hand fallen kann), würde hier für die letzte Auseinandersetzung aufgespeichert bleiben. Das Menschenmaterial, das jetzt drüben in Uniform vergeudet wird, könnte hier viel besser und weniger kostspielig ausgebildet werden. Unsere Wirtschaft würde für den Zusammenstoß, auf den wir gefaßt sein müssen, gestärkt werden. Kurzum: wir wären zumindest in militärischer Hinsicht ein Gigant, der durch seine Stärke *echte* Verbündete anzieht und nicht, wie bisher, halb widerwillige.

Gewiß, es wäre schlimm für die Europäer, unter sowjetische Herrschaft zu geraten — aber um nichts schlimmer, als wenn sie ihre Heimat abermals in ein Schlachtfeld verwandelt sähen. Es ist schlimm für die Ungarn, die Tschechen, die Polen und all die andern Völker, von Kommissaren beherrscht zu werden. Wir bedauern ihr Schicksal und wir würden ihnen gerne helfen. Aber wir sind schließlich nur eines von vielen Völkern, und wir können nicht für alle Völker der Welt kämpfen. Vielleicht werden wir ihnen nützlicher sein, wenn wir, während sie ihren von uns unterstützten Untergrundkampf führen, alle Vorbereitungen für einen endgültigen Knockout treffen.

Wichtig ist für Amerika im Augenblick nur eines: daß wir uns von den Furchterzeugern nicht in einen Krieg hineinängstigen lassen, der — was immer sein militärisches Ergebnis sein mag — unser Land dem Kommunismus zutreiben würde.

P. S.

*BLIEMCHEN, BLIEMCHEN IM KAFFEE —
WAS TRINKT MAN IN DER STALINALLEE?*

In der Ostberliner „National-Zeitung“ vom 16. November 1954 erschien folgender Beschwerdebrief dreier Leipziger Besucher:

NICHT DIE BOHNE

„Nach beendeter Sitzung ist es gut, einen Kaffee zu trinken, dachten wir drei aus Leipzig, als wir vor einigen Tagen gegen Abend ins Café „Budapest“ in der Stalinallee gingen. Nach der ersten Kostprobe des Getränks mußten wir leider feststellen, daß von Duft und Aroma fast „nicht die Bohne“ zu spüren war. An Kaffee erinnerten nur Name und Preis. Unsere Reklamation hatte überraschenden Erfolg. Nach kurzer Zeit kam der Ober mit drei neuen Tassen — diesmal um einige Grade stärkeren Kaffees — an unseren Tisch zurück. Es hätte schon mehrfach Ärger und Reklamationen gegeben... Außerdem meinte der Ober, wir könnten — wenn wir wollten — ruhig auch den ersten Kaffee trinken, auf den wir aber dankend verzichteten.“

Offen gesagt; man war bisher noch ein wenig skeptisch, ob mit der Volksdemokratie wirklich ein neues Zeitalter angebrochen sei. Aber daß die in Berlin jetzt einen Kaffee haben, vor dem es sogar den Sachsen graust — das ist die wahre Revolution.

DIE FRÖHLICHEN OSTLANDFAHRER

ZU EINER STUDIENREISE ÖSTERREICHISCHER WISSENSCHAFTLER

Es ist allgemein bekannt, daß ein Brief, der zum normalen Tarif befördert wird, zwanzig Gramm wiegen darf, daß aber in Wirklichkeit nur die wenigsten der zum Normaltarif beförderten Briefe zwanzig Gramm wiegen, und daß die Post von der Differenz lebt.

Ebenso allgemein ist es bekannt, daß man in fortschrittlichen Staatswesen — sei es im eigentlichen Stammhaus des Kommunismus, sei es in seinen volkdemokratischen Niederlassungen — auf alles mögliche gefaßt sein muß, unter andrem auch auf das Schlimmste. In Wirklichkeit aber wird man weder beim Überschreiten der Grenze von einem Rudel stoppelbärtiger Gesellen umringt, denen man sogleich das Kommunistische Manifest auf-sagen muß, noch wird man, am Ziele angelangt, mit Schmährufen und Ohrfeigen empfangen oder gar verhaftet, besonders dann nicht, wenn man nur zu kurzem, von Staats wegen arrangiertem Besuch kommt. Und da man auf das Schlimmste gefaßt war, ist es dann in Wirklichkeit gar nicht so schlimm. Von der Differenz lebt die kommunistische Propaganda.

Sie lebt davon desto auskömmlicher, je kürzer und arrangierter der Besuch ist — der ja von vornherein nur um ihretwillen arrangiert wurde. Das ist sowohl den Arrangeuren wie ihren Puppen längst bekannt, auch wenn sie beide immer wieder so tun, als wüßten sie nicht, was da gespielt wird. In seltenen Ausnahmefällen hat das auch wirklich keine Bedeutung, und in der jüngsten Zeit gab es sogar 2000 solcher Fälle: die Fußball-Schlachtenbummler, die zum Länderkampf Österreich-Ungarn nach Budapest fuhren, mochten getrost annehmen, daß da nichts weiter gespielt würde als Fußball, gleichgültig, ob sie des Spiels wegen hinfuhren oder um Freunde und Verwandte zu sehen, die sie anders nie zu sehen bekämen. Daß nur noch auf solche Weise und nur für 48 Stunden ein Zustand geschaffen werden kann, der Generationen hindurch die Regel und das Gegebene war, liegt nicht an den Ausreiseschwierigkeiten aus Österreich, sondern an den Einreiseschwierigkeiten nach Ungarn. Und daß nur auf solche Weise ein paar tausend Menschen glücklich gemacht werden können, spricht gegen die Beglückter, nicht für sie. Aber die spüren das gar nicht mehr. Die besitzen längst kein Organ für die groteske Selbstentlarvung des zwispaltigen Triumphs, mit dem ihre „Volksstimme“ am 14. November die endlich erfolgte Abfahrt der Autobusse verzeichnet. In einem eigenen Untertitel wird sogar ausposaunt, daß „alle genehmigten Visa eingetroffen“ sind — was genehmigte Visa nun wirklich seit jeher in Gewohnheit haben, und eines Posaunenstoßes wäre doch höchstens ein nicht genehmigtes Visum wert, welches trotzdem eintrifft. Nun, unter Volksdemokraten ist das eben anders, und bei der anschließenden Freudenfeier wurden vermutlich alle ausgetrunkenen Gläser geleert. Denen haben wir's wieder einmal gezeigt! Und dabei verdienen sie's gar nicht:

„Eine kleine Verzögerung . . . nützten einige Mittagsblätter für Schlagzeilen aus, die von der üblichen Heize gegen Ungarn strotzten. Das ist ihr Dank für das Entgegenkommen der Ungarn den Österreichern gegenüber.“

Der Fortschritt schreitet unaufhaltsam fort, und die westliche Gepflogenheit, ein Visum — wofür man es überhaupt benötigt — für eine gebührenpflichtige Formalität zu halten, ist endgültig als dekadent, reaktionär und imperialistisch entlarvt. Ein Visum ist ein

Entgegenkommen, für das man nicht nur Gebühren zu entrichten hat, sondern Dank.

*

Die Verpflichtung zur Dankbarkeit für erwiesenes Entgegenkommen wird von keinen Ostlandfahrern eifriger und eiliger erfüllt als von den irriterweise so genannten Intellektuellen. Noch nie ist es einem Fußballer eingefallen, sich begeistert darüber zu äußern, daß auch in der Sowjetunion die Spielfelder rechteckig sind, oder es als Zeichen besonderen Aufschwungs zu buchen, daß die Mannschaften auch dort aus elf Spielern bestehen. Aber die acht österreichischen Wissenschaftler, die kürzlich von einer Rußlandreise zurückkamen, waren außer Rand und Band darüber, daß in den Moskauer Museen tatsächlich Bilder hängen und daß in den dortigen Geschäften die Luxusartikel teuer sind, die Bedarfsartikel hingegen billig.

Der billige Bedarfsartikel, in dem das alles zu lesen stand, erschien in dreifacher Ausfertigung und beinahe gleichem Wortlaut am 13. November als Aufmacher der „Volksstimme“, der „Österreichischen Zeitung“ und des „Abend“, und schon aus den Überschriften ging klar hervor, daß es den Veranstaltern der Reise nicht etwa um einen politischen Gewinn zu tun war, der dem Ansehen und der Großmachtstellung der Sowjetunion zugute kommen sollte, sondern um die stille Förderung stiller Gelehrter:

SOWJETUNION — GROSSMACHT DES FRIEDENS UND DER KULTUR

verkündeten dreispaltig die Balken auf der ersten Seite der „Österreichischen Zeitung“, indessen der „Abend“ für

EINE GROSSMACHT DER WISSENSCHAFT

mit zwei Spalten auskam. Die „Volksstimme“ hingegen hatte so Großmächtiges zu melden, daß sie es in die Überschrift gar nicht hineinbrachte. Sie mußte einen eigenen, fettgedruckten Absatz im Text aufwenden, um sich's von einem Reiseteilnehmer bestätigen zu lassen:

„Wir alle hatten folgenden Eindruck“, schloß Professor Funke. „Die Sowjetunion ist nicht nur in geographischer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht eine Großmacht, sondern auch auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst. Sie ist eine Großmacht des Friedens.“

Professor Funke heißt mit vollem Namen Rigobert Funke-Elbstadt und hat auch sonst noch allerhand zu bieten. Zum Beispiel ist er Museumsdirektor in Salzburg. Daß er infolgedessen als Fachmann für geographische, politische und wirtschaftliche Fragen gelten darf und sich besonders auf dem Gebiet der Großmachtforschung zu Hause fühlt, ist klar. Aber das tut er, offen gesagt, nur in zweiter Linie. Womit er sich in erster Linie beschäftigt, würde man nicht erraten. Zum Glück weiß es die „Österreichische Zeitung“:

„Professor Rigobert Funke-Elbstadt, Museumsdirektor in Salzburg, beschäftigte sich auf der Reise in erster Linie mit Fragen der bildenden Kunst.“

Und die „Volksstimme“ hebt gesperrt hervor, was er bei dieser Beschäftigung in den sowjetischen Museen entdeckt hat:

„Dort gibt es nicht nur alte Meister, sondern auch hervorragende Bilder der modernen Malerei Westeuropas.“

Da staunt der Funke, und der Fachmann wundert sich, was „Bilder der Malerei“

eigentlich sind. Es würde ihn auch interessieren, welche Bilder der modernen Malerei Westeuropas es dort nicht gibt, weil sie unter den Begriff der entarteten Kunst fallen und unter das dazugehörige Verbot. Aber darüber geht Rigobert taktvoll hinweg:

„Was die Künstler betrifft, so ist es in der Sowjetunion völlig ausgeschlossen, daß ein Künstler Not leidet, wie es bei uns nicht selten der Fall ist.“

Es sei denn, er würde von jeder künstlerischen Betätigung völlig ausgeschlossen, wie es in der Sowjetunion nicht selten der Fall ist. Die Not kann ein Künstler wieder bei uns nicht leiden. Und das gilt eigentlich nicht nur für die Künstler und ihre Not, sondern wir alle können alles das nicht leiden. Wir würden sogar sagen, daß wir den Professor Funke-Elbstadt nicht leiden können — wäre er nicht doch zu einer leidlich richtigen Erkenntnis gelangt:

„Die Künstler haben eine solche Fülle von Aufträgen, daß sie Mühe haben, ihnen nachzukommen.“

Hier ist der Funke endlich auf Elbstadt übergesprungen, obschon er sich gewiß keinen vollen Begriff von der Fülle der Aufträge macht, denen die sowjetischen Künstler nachzukommen haben. Und von der Mühe, die sie das kostet. Und von dem Schweiß, der ihnen dabei ausbricht. Nein, davon hat er keine Ahnung. Er sieht nur

„den ungeheuren Bildungsdrang der Sowjetmenschen, die bereits lang vor Eröffnung der stets überfüllten Museen und Galerien angestellt stehen“

und bedenkt nicht, daß sie vielleicht nur nachschauen wollen, ob der oder jener Sowjetkünstler noch ausgestellt ist oder schon hängt.

Demgegenüber läßt sich Dr. Eduard Tratz, gleichfalls Museumsdirektor und aus Salzburg, auf zeitgenössische Probleme klugerweise gar nicht ein. Er hält es mehr mit den Sauriern und beginnt bei ihrem Anblick in solcher Seligkeit zu schwimmen, daß er sich sogar ein bißchen verschwommen ausdrückt:

„In der Sowjetunion kann geleistet werden, was in keinem andern Land der Welt geleistet wird.“

Darüber könnten ihm die Millionen von Sklavenarbeitern, die in Sibirien und im Ural zu Leistungen angehalten werden wie in keinem andern Land der Welt, sicherlich Genaueres sagen. Aber die trifft man so selten in den Museen. Und für die hat man keine Zeit, wenn man sich vom Paläontologischen Museum überwältigen lassen muß:

„Man steht überwältigt da im Paläontologischen Museum — wo in Amerika ein Saurier steht . . .“

Im ersten, verwirrenden Augenblick liest sich das so, als hätte der Herr Professor sich ausstopfen lassen und als stünde jetzt da, wo in Amerika ein Saurier steht, in Moskau ein Salzburger Museumsdirektor. Aber wir haben nur falsch betont und das Mißverständnis klärt sich alsbald auf:

„— wo in Amerika ein Saurier steht, stehen da ganze Serien.“

Angestellt auch sie? Vom ungeheuren Bildungsdrang der Sowjetsaurier getrieben? Nein, hier sollte bloß Amerika in seine Schranken verwiesen werden. Mit dem einen schabigen Saurier werden die Wallstreetfaschisten nichts aufstecken gegen die Saurierserien der Sowjetunion, die eben auch in bezug auf vorsintflutliche Ungetüme eine Großmacht ist. Das wird uns von unsern österreichischen Gelehrten immer fachmännischer beigebracht, von jedem auf seinem eigenen Spezialgebiet. Der Hofrat Friedländer etwa, laut „Österreichische Zeitung“ Nationalökonom und

Schriftsteller, laut „Volksstimme“ Volkswirtschaftler, betätigt sich infolgedessen als Statistiker:

„In einem relativ kleinen Textilgeschäft zählte er 120 Kunden auf einmal.“

Wir wissen natürlich nicht, wie klein im Land der Saurier ein relativ kleines Textilgeschäft ist — aber gar so klein wird's schon nicht sein, sonst könnte es nicht 120 Kunden auf einmal fassen und dazu noch einen österreichischen Gelehrten, der sie abzählt. Bewundernswert bleibt immerhin, daß diese zeitraubende Arbeit ihn nicht gehindert hat, zugleich eine wissenschaftliche Analyse des in der Sowjetunion geltenden Wirtschaftsprinzips durchzuführen; sie erbrachte das folgende, von der „Volksstimme“ mit Recht fettgedruckte Resultat:

„Der Volkswirtschaftler Hofrat Dr. Friedländer meinte, bei der Preisgestaltung gelte das Prinzip, das Nützliche und Notwendige billig, das Luxuriöse und Entbehrliche aber teuer zu verkaufen.“

In beschämendem Gegensatz zu den Praktiken der kapitalistischen Länder, wo bekanntlich jedes relativ kleine Textilgeschäft das Notwendige teuer verkauft und das Luxuriöse billig. Da ist es freilich kein Wunder, daß Hofrat Friedländer — von der „Österreichischen Zeitung“ in „Würdigung seiner Verdienste um den Sowjetmenschen zum „österreichischen Menschen“ befördert — aus bedrängtem Herzen ausruft:

„Ich würde einem Wiener Kaufmann gönnen, daß er zu Weihnachten das Geschäft macht, das in den sowjetischen Kaufhäusern gemacht wird!“

Nur keine persönlichen Gehässigkeiten, Herr Hofrat! Wir wissen zwar nicht, welchem Wiener Kaufmann Sie so etwas gönnen würden, müssen Sie aber in jedem Fall bitten, sachlich zu bleiben. Nehmen Sie sich ein Beispiel an Prof. Dr. Wilhelm Marinelli, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Leiter der Studiengruppe, als deren Sprecher er auch bei dem Presseempfang auftrat, bei dem die Veranstalter den Dank für ihr Entgegenkommen einkassierten:

„Marinelli erklärte, er wolle seine Eindrücke nicht verallgemeinern, doch das allgemeine Bild...“

(Man sieht: des Menschen Wille ist sein Himmelreich!)

„... lasse sich darin zusammenfassen, daß in der Sowjetunion ungeheuer viel und intensiv gearbeitet wird. Die Sowjetunion brauche nur eines: Ruhe und Frieden.“

Ach, wer brauchte das nicht! Aber warum sind diese österreichischen Wissenschaftler immer nur darum besorgt, was die Sowjetunion braucht? Warum verlieren sie kein Wort über das, was für Österreich getan werden müßte? Und wenn sie schon einmal eines verlieren, dann dient es erst recht nur der Rechtfertigung dessen, was für Österreich nicht getan werden kann:

„Zum Schluß machte sich Professor Marinelli über die Meinung lustig, daß Delegationen nur Potemkinsche Dörfer vorgeführt würden. Man kann nicht wegen acht Österreichern einen Kulturpalast mit 2000 Besuchern füllen und die Opern ausverkauft machen.“

Den falschen Dativ nach „wegen“ wollen wir aus purer Nettigkeit dem „Abend“ anlasten, der auf dem Gebiet der deutschen Sprache wahrhaftig keine Großmacht ist. Unweigerlich auf das Konto des Professors Marinelli geht hingegen die Lustigkeit der

hier zitierten Überlegung und vor allem ihre wirklich betäubende Logik. Denn nun einmal ganz abgesehen davon, daß man einen Kulturpalast oder ein Opernhaus sehr wohl auch eines einzigen Österreichers wegen füllen könnte, wenn man sich etwas davon verspricht (und sei es nur, daß er sich über Potemkinsche Dörfer lustig macht) — das Potemkinsche der Angelegenheit besteht ja schon im bloßen Vorhandensein der Kulturpaläste und Opernhäuser, mit denen die Tyrannis ihre blutige Schande überbaut. Und der grundsätzliche Einwand gegen diese fröhlichen Ostlandfahrten entspringt ja keineswegs der Besorgnis, daß man den Teilnehmern Potemkinsche Dörfer vorführen könnte, deren geschwindelte Fassaden sie für echt nehmen, sondern daß sie angesichts der echten Fassaden, die man ihnen vorführt, ihrerseits zu Potemkinschen Dorftrotteln werden und aus der einwandfreien Echtheit des ihnen Vorgeführten den Schluß ziehen, es müsse auch das, was man ihnen nicht vorführt, echt und einwandfrei sein und alles in bester Ordnung. Wir bezweifeln keinen Augenblick lang, daß die Oper, die von den acht Österreichern besucht wurde, wirklich ausverkauft war. Wir möchten nur — da wir schon das Glück haben, diese lustige Frage an einen Wissenschaftler vom Rang Prof. Marinelli richten zu können — wir möchten nur gar zu gerne wissen, was ein ausverkauftes Opernhaus gegen das Grauen der Diktatur beweist, unter deren Regie und Regime der Ausverkauf stattfindet? Auch der Wechselfälscher ist, wenn er nicht gerade Wechsel fälscht, vom ehrbaren Bürger kaum zu unterscheiden, auch der Messerstecher sticht nicht ununterbrochen mit dem Messer, sondern nimmt zwischendurch seine Mahlzeiten ein, und es soll sogar schon Mörder gegeben haben, die in die Oper gegangen sind. Hat Herr Professor Marinelli geglaubt, daß er in Rußland auf Schritt und Tritt die Diktatur in Aktion sehen würde, daß er pausenlos zurechtkäme, wie sie gerade menschliche Würde verletzt, menschliche Werte verachtet, menschliches Leben vernichtet? Hat er geglaubt, daß man ihn statt in Opernhäuser und Kulturpaläste in Gefängnisse und Konzentrationslager führen oder daß man für ihn und seine Kollegen statt eines Empfanges eine besonders schöne Massendeportation veranstalten würde?

Nein, das hat er wohl nicht geglaubt.

Wenn er das aber nicht geglaubt hat — wober macht er sich dann eigentlich lustig? Oder glaubt er, daß es Massendeportationen

und Konzentrationslager und Gefängnisse und die ganzen blutigen Paraphernalien der Diktatur in der Sowjetunion nicht gibt, weil er nichts davon zu sehen bekam?

Nein, auch das glaubt er wohl nicht.

Aber wie konnte er dann überhaupt hinfahren? Und warum, wenn er in des Teufels Namen schon hingefahren ist, bringt er dann nicht einmal die Würde auf, wenigstens zu schweigen?

*

Weil er eben nicht in des Teufels Namen hingefahren ist, sondern im Namen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Und die Akademie der Wissenschaften hat jenen ewigen Stänkerern, denen die offizielle Entsendung dreier Akademie-Mitglieder nicht recht war, schon vorher ihren Standpunkt klargemacht und hat die offengelassene Hintertür, die den drei Herren ein sozusagen privates Entweichen ermöglichen wollte, dröhnend zugeschlagen. In einem Brief, der an maliziöser Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig ließ — und sichtlich unter dem Motto: „Räumt's die Privatpersonen weg, ich kann die Schlamperei nicht vertragen!“ — hat Prof. Dr. J. Keil in der „Presse“ vom 26. Oktober namens des Präsidiums mit schärfstem Nachdruck festgestellt,

„daß die genannten Herren nicht als Privatpersonen, sondern als Angehörige der Akademie die Reise mitmachen.“

Es ist auch wirklich nicht einzusehen, warum sie das nicht tun sollten. Und wenn ein grober Klotz sich warnend in ihren Weg stellen möchte, so merkt er, daß der grobe Keil nicht auf ihn gehört hat, sondern auf die unschuldige Stimme der „Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft“:

„Die Akademie der Wissenschaften war von der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft verständigt worden, daß Mitgliedern der Akademie zu einer Studienreise durch die Sowjetunion Gelegenheit geboten wird.“

Damit ist alles erklärt. Gelegenheit macht Liebe, das Liebsgut, das pünktlich abgeliefert werden muß, macht Leitartikel, die Leitartikel machen Propaganda, Professor Marinelli macht sich lustig, die Akademie der Wissenschaften macht sich nichts wissen, und wenn man die Herrschaften fragt, was sie da gemacht haben, dann antworten sie: „Eine Studienreise“. Kann man halt nix machen.

Friedrich Torberg

P. S.

SPRACH-KRAFT

Ein Gedicht des ostdeutschen Nationalpreisträgers und Kulturministers, erschienen im „Neuen Deutschland“ (Ostberlin) am 14. November 1954:

ALS STALIN SPRACH

Von Johannes R. Becher

Er aber sprach: „Ihr, meine Schwestern, Brüder, Ihr, meine Freunde!“ Und er sprach ganz nah, Weil er sie alle, alle vor sich sah. Ein jeder fand in seinem Wort sich wieder.

Fand eine Kraft, und über schwere Stunden Trug ihn die Kraft und wirkte in ihm fort, Zu hohen Tagen war die Kraft gefunden. Solch eine Kraft gab ihnen Stalins Wort.

Es folgten ihm die Freunde, Schwestern, Brüder. Und mancher staunt: Welch eine Kraft ich hab! So folgt ein jeder Stalins Worten nach.

Er sprach ganz nah. Die Worte tönen wider. Welch eine Kraft er allen, allen gab! Welch eine Kraft es gab, als Stalin sprach.

Daß „Brüder“ sich einmal auf „wieder“ reimt und einmal auf „wider“, bringt doch ein bißchen Abwechslung in die Sache.

GEORGE MIKES
SCHWEDENPLATTE

Alfred Nobel litt unter einem Schuld-komplex, weil er fürchtete, daß man sein Dynamit verwenden könnte; die Schweden leiden unter einem Schuldkomplex, weil sie es nicht verwendet haben. Sie führen ihre Neutralität während des letzten Krieges nicht so sehr auf glückliche Umstände und politische Klugheit zurück, sondern empfinden sie zu gutem Teil als Ergebnis fragwürdiger Konzessionen. „Die Situation während des Krieges, als Schweden gezwungen war, den Unterdrückern von Norwegen und Dänemark gewisse Zugeständnisse zu machen, resultierte in Schwierigkeiten emotioneller Art“, lautet die Diagnose von Doktor Lennart Hirschfeldt, dem Direktor des Kgl. Schwedischen Instituts für Internationale Beziehungen. Der Westen, vielleicht mit Ausnahme Norwegens, hat das alles längst vergessen; die Schweden nicht. Dabei haben sie zur Erhaltung ihrer Neutralität nicht mehr getan als die meisten andern neutralen Staaten, und weniger als manche von ihnen. Nur wurden die meisten andern Staaten trotzdem angegriffen und besetzt, Schweden jedoch blieb frei. Und das machen sich die Schweden bis auf den heutigen Tag zum Vorwurf.

Eine der Ursachen dieses sonderbaren Schuldgefühls mag darin liegen, daß sich z. B. die Norweger seit jeher nach dem Westen, nach England orientierten, die Schweden hingegen nach dem Süden, nach Deutschland. Von Deutschland aus wurde Schwedens Kultur und Literatur am kräftigsten inspiriert, und in vieler Hinsicht waren die Schweden, deren Schulen Deutsch als erste Fremdsprache lehrten und Englisch als zweite, deutscher als die Deutschen. Nach dem Krieg (boshafte Leute behaupten: sofort nach der Schlacht von El Alamein) hat sich das geändert. Heute blicken auch die Schweden nach Westen — aber nicht nach England, sondern über den Atlantischen Ozean hinweg nach den Vereinigten Staaten. Und das ist keineswegs überraschend. Die Schweden sind ausgezeichnete Techniker, echte Söhne des Maschinenzeitalters, ausgezeichnete Organisatoren und viel materialistischer und erfolgsbesessener als die andern skandinavischen Völker. Auch etwas unverkennbar Isolationistisches haftet den Schweden an, von denen jeder eine Insel für sich bildet. Sie sind lauter anständige Leute, absolut ehrlich und verläßlich, und sie halten ihr Wort. Aber mit ihren unmittelbaren Nachbarn vertragen sie sich nicht allzu gut. „Ich kann die Norweger nicht leiden“, sagt der Schwede. „Sie kommen zu uns herüber, schauen zum Himmel und stellen fest, daß der Mond in Norwegen viel größer und heller ist.“ Ebenso unumwunden äußern die Norweger, daß und warum sie die Schweden nicht leiden können: „Der Schwede steht am Morgen auf, betrachtet

sich im Spiegel, macht eine Verbeugung vor seinem Spiegelbild und sagt: „Guten Morgen, Herr Rat!“ oder wie sein Titel sonst lautet.“ Tatsächlich geben die Schweden jedermann seinen vollen Titel — und jedermann hat einen vollen Titel, notfalls „Herr Beamter“, „Fräulein Sekretärin“, oder „Herr Straßenkehrer“. Man erzählt, daß zwei Schweden, die auf demselben Schiff fuhren, miteinander nicht ins Gespräch kommen konnten, weil sie einander nicht vorgestellt worden waren. Schließlich verfielen sie auf den erlösenden Gedanken, einander mit „Herr Dampfschiffspassagier“ zu titulieren. Damit war die Formfrage gelöst und die Konversation konnte beginnen.

*

Das gesellschaftliche Leben in Schweden ist bis ins kleinste Detail organisiert und formalisiert. Vermutlich hängt diese etwas pompöse Gebarung mit dem Reichtum des Landes zusammen, obwohl die Schweden immer wieder beteuern, daß sie nicht wirklich reich, sondern nur das reichste Volk Skandinaviens sind, und immer wieder darauf hinweisen, daß Stockholm nicht mit Schweden gleichgesetzt werden dürfe. Ich muß gestehen, daß ich Behauptungen dieser Art allmählich satt bekomme. Zu oft schon wurde mir gesagt, daß London nicht England sei, New York nicht Amerika, Paris nicht Frankreich. Aber noch niemand scheint darüber nachgedacht zu haben, was von den betreffenden Ländern übrigbliebe, wenn sie auf London, New York und Paris verzichten müßten. Stockholm ist repräsentativ für Schweden, Schweden ist ein reiches Land (das fünftreichste der Welt), und die Schweden haben alle Komplexe des reichen Mannes. Die Finnen und die Norweger sehnen sich nach der Natur. Die Schweden sehnen sich nach Wolkenkratzern und Warenhäusern. Sie sind das einzige unter den nordischen Völkern, bei dem die urbanen Tendenzen überwiegen; daher die Steifheit, die besonders im Vergleich mit der gesunden Rustikalität ihrer Nachbarn auffällt. Ein Norweger wird mit lächelnder Selbstverständlichkeit ein Glas Wein bestellen, ein Finne wird zum Frühstück Rum trinken, ohne sich überhaupt etwas anmerken zu lassen. Ein Schwede würde in beiden Fällen ausdrücklich und ein wenig entschuldigend feststellen, daß er erkältet sei, oder daß man bei dieser Hitze (bzw. Kälte) ganz gut ein Gläschen vertragen könne.

Natürlich sind die Schweden nicht gefühlsärmer als andere Völker. Sie langweilen sich nur viel mehr, und sie wissen mit sich und ihrem Land viel weniger anzufangen. Sie geben beinahe 10% ihres Nationaleinkommens für Auslandsreisen aus, mehr als irgendein anderes Volk Europas. Da sie zum Unterschied von den Mitteleuropäern keine Kaffeehäuser und

zum Unterschied von den Angelsachsen keine Klubs haben, gehen sie auch öfter ins Kino als irgendein anderes Volk, die Amerikaner eingeschlossen. Ihre Selbstmordziffern sind die höchsten der Erde. Welches Selbstmordmotiv am häufigsten auftritt, geht aus den Statistiken nicht hervor. Ich vermute, daß es die Langweile ist.

*

Schweden gehört zu den wenigen Ländern, in denen die Mittelklasse noch am Ruder ist, sowohl politisch wie gesellschaftlich. Auch die schwedischen Sozialdemokraten, seit vielen Jahren die stärkste Partei, sind respektable und gemäßigte Leute. Der schwedischen Mittelklasse fehlt zwar das Standesbewußtsein der englischen Aristokratie, die naturverbundene Kraft der norwegischen Bauern oder der finnischen Fischer, die übersprudelnde Vitalität der amerikanischen Industriellen. Aber sie besitzt einen höchst bemerkenswerten Schönheitssinn. Stockholm ist eine der schönsten Hauptstädte Europas, und Schweden ist vielleicht das einzige Land, in dem die Architektur noch zu den schönen Künsten zählt. Die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts haben als erste entdeckt, daß nicht nur Heilige und Märtyrer porträtiert zu werden verdienen, sondern auch Juweliere, Kaufleute oder Bettler. Die Schweden wiederum sind im 19. Jahrhundert dahintergekommen, daß nicht nur Kathedralen, Königspaläste und Rathäuser, sondern auch die Wohnstätten des Volkes zum Gegenstand künstlerischer Gestaltung werden können. Beinahe jedes Gebäude ist dort der steingewordene Ausdruck der künstlerischen Persönlichkeit, die es geschaffen hat.

Obwohl Schweden das viertgrößte Land Europas ist, eineinhalbmal so groß wie England und größer als Kalifornien, hat es nur 7 Millionen Einwohner (ein Siebentel der Einwohnerzahl Englands, zwei Drittel der Einwohnerzahl Kaliforniens). Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war Schweden eine gefürchtete Großmacht. Gustav Adolf, der als eine Art protestantischer Messias angesehen wurde, hielt Deutschland in Schrecken und bedrohte Österreich. Aber schon nach 50 Jahren war es mit der Herrlichkeit des schwedischen Imperiums vorbei. Karl XII., der nochmals damit beginnen wollte, scheiterte. Immerhin gelang es ihm, in die Türkei zu fliehen, wo er jahrelang vom Sultan gefangengehalten wurde — und das ist seither keinem bedeutenden Kriegsmann mehr geglückt. Nach den napoleonischen Kriegen zog sich Schweden von der aktiven Ausübung der Kriegskunst zurück und lebte in Frieden. Es hat seine Eroberungsträume zugunsten des Traumes vom allgemeinen Wohlergehen aufgegeben. Vor 100 Jahren war Stockholm die nach Konstantinopel schmutzigste Stadt Europas. Heute ist es die sauberste.

Mit diesem Beitrag beschließen wir die Reihe der skandinavischen Reiseberichte von Georg Mikes, die im Forum erstmals in deutscher Übersetzung erschienen sind.

Von den vielen Königsdynastien, die Napoleon ins Leben gerufen und auf verschiedene Thronessel gesetzt hat, besteht nur noch die schwedische. Die Abkömmlinge des einstigen Sergeanten Bernadotte (als König hieß er Karl XIV. Johan) regieren das Land noch heute. Gustav V., der 1950 starb, erreichte das traditionell hohe Alter der schwedischen Monarchen, indem er 92 Jahre alt wurde; bis wenige Jahre vor seinem Tod spielte er Tennis und nicht einmal schlecht. Sein Sohn und Nachfolger, Gustav VI. Adolf, bestieg den Thron mit 68 Jahren. Als Fabrikdirektor oder Universitätsprofessor wäre er in diesem Alter bereits pensioniert worden. Sein königlicher Wahlspruch lautet „Pflicht über alles“, und er wird ihm vollkommen gerecht. Er ist ein ernster, gewissenhafter und bescheidener Mann, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreut. Man kann ihn und die Königin in den Geschäften von Stockholm jederzeit beim Einkaufen treffen.

Ein beliebtes Sprichwort der Schweden lautet „En ann' är sa god som en ann'“ — jeder ist so gut wie jeder andere. Infolgedessen hat man die größten Schwierigkeiten, Kellner, Dienstmädchen und sonstiges Personal zu bekommen, und der Kellner in einem Restaurant läßt den Gast nur deshalb warten, um ihm seine Ebenbürtigkeit zu beweisen. (Ich persönlich bin bereit, einen Kellner sogar für ein höher organisiertes Wesen zu halten, möchte aber trotzdem, daß er mir, wenn ich schon ein Restaurant aufsuche, das Essen bringt.) Die Geschäfte haben nicht über Mangel an Käufern zu klagen, sondern über Mangel an Verkäufern. Es gibt keine Arbeitslosigkeit. Das Problem bilden die Arbeitsfindenden, nicht die Arbeitssuchenden. Oft genug geschieht es, daß ein Angestellter vom Mittagessen nicht zurückkommt, weil er in der Mittagspause bei einer anderen Firma einen besseren Posten gefunden hat.

*

Schweden ist berühmt für seine hervorragenden Sportler und seine hervorragenden Filmschauspielerinnen. Unter diesen nehmen die Tragödininnen (Greta Garbo, Ingrid Bergmann, Mai Zetterling) den führenden Platz ein, unter jenen die Langstreckenläufer. In Stockholm führt jede Straßenbahn und jeder Autobus einen Briefkasten mit, und Leute, die mit einem Brief in der Hand einem öffentlichen Beförderungsmittel nachlaufen, sind eine häufige Erscheinung. Das Lauftraining ist dort wirklich ins Volk gedrunken.

Bemerkenswert sind ferner die schwedischen Alkoholgesetze. Ein Ausländer hält es anfangs für unmöglich, daß sie ernst gemeint sein könnten, entdeckt aber nach einiger Zeit, daß dies wirklich der Fall ist. Die schwedischen Alkoholgesetze sind das Resultat eines Kompromisses zwischen Alkoholverbrauch, Bürokratie und gesundem Menschenverstand, und leider bleibt die Bürokratie, wenn sie mit dem gesunden Menschenverstand zusammenstößt,

immer siegreich. Das Kompromiß besteht darin, daß der Konsum von Bier und Wein zwar völlig unbeschränkt ist, aber das schwedische Bier enthält nur 2,8% Alkohol und ist das schlechteste der Welt. Selbst ausländisches Bier muß besonders gebraut und besonders verdorben werden, ehe es nach Schweden importiert werden darf. Alle übrigen Spirituosen sind sowohl in öffentlichen Gaststätten wie für den privaten Gebrauch rationiert. Die Ration für Einzelpersonen beträgt 2 Liter pro Monat, die für Familien 3 Liter. Bei vielen Eheschließungen wird darauf Bedacht genommen, daß der eine Teil, gewöhnlich der weibliche, zugunsten des anderen auf den zusätzlichen Liter verzichtet. Das führt dazu, daß begeisterte Trinker sich mit fanatischen Antialkoholikerinnen zum Lebensbund zusammenschließen. Gegen Ende des Monats sind die Restaurants dicht gefüllt mit einsamen, melancholischen Männern, die ihre eheliche Alkoholation bereits konsumiert haben und nun die 1,5 Deziliter zu sich nehmen, die ihnen noch als Gasthausration zustehen. Geschäftsleute, die nachweisen können, daß sie andere Geschäftsleute einladen müssen, bekommen etwas höhere Rationen. Außerdem gibt es Sonderrationen für Vermählungen, silberne und goldene Hochzeitsfeiern und Feiern von 40., 50., 60., 75. und 100. Geburtstagen. Für solche Anlässe muß rechtzeitig ein schriftliches Gesuch eingereicht werden. In den Restaurants bekommt man nur dann etwas zu trinken, wenn man eine Mahlzeit bestellt, und eine Semmel gilt *nicht* als Mahlzeit. Man kann Leuten begegnen, die 3 bis 4 Nachtmähler hintereinander verzehren, nicht weil sie starke Esser, sondern weil sie starke Trinker sind. Für Lokalitäten, in denen man zum Alkohol auch noch künstlerische Darbietungen serviert bekommt und die deshalb als „Music-Halls“ oder „Variétés“ bezeichnet werden, gelten eigene Regeln und Rationen. Für ein Restaurant mit Musik gelten jedoch die gleichen Regeln und Rationen wie für ein Restaurant ohne Musik. Die Mitglieder des Orchesters dürfen nach Herzenslust musizieren und sogar singen. Aber sie dürfen unter gar keinen Umständen, selbst wenn sie das noch so gerne täten, z. B. Vogelstimmen nachahmen, weil sich das Restaurant dadurch sofort in ein Variété verwandeln würde.

*

Das weitaus Bemerkenswerteste, worüber Schweden verfügt und wodurch es in der Welt bekannt geworden ist, ist der Nobel-Preis. Ich habe die Schwedische Akademie aufgesucht, die über die Verleihung des Nobel-Preises für Literatur zu bestimmen hat. Es ist ein sehr schönes und imposantes Gebäude, und man passiert eine Reihe von Statuen, darunter Mitglieder der Akademie, ehe man zum eigentlichen Eingang gelangt. Die Verleihung nimmt der schwedische König persönlich vor, und der Raum, in dem das geschieht, zeichnet sich durch kostbare Golddekorationen aus.

Von der Decke hängen schwere Kristalluster herab, die zusammen mit den imposanten, von blauer Seide überspannten Stühlen und mit den Statuen und Büsten aus weißem Marmor ein eindrucksvolles Bild von echter Würde ergeben. In dem angrenzenden Sitzungssaal finden an einem langen, grünen Tisch die Diskussionen statt, die der Verleihung vorangehen. Die Akademie hat 18 Mitglieder, der Tisch hat aber nur 12 Stühle. Das wurde mir damit erklärt, daß immer mindestens 6 der Akademiemitglieder zu alt sind, um an den Beratungen teilzunehmen.

Alfred Nobel hat ein Vermögen von 3 Millionen Pfund Sterling (etwa 210 Millionen Schilling) hinterlassen. Die Zinsen dieses Vermögens fließen jenen zu, die im jeweils abgelaufenen Jahr am meisten für die Menschheit geleistet haben. Die Literatur-Nobelpreise (durchschnittlich etwa 840.000 Schilling) werden nicht für ein bestimmtes Buch verliehen, sondern für das Lebenswerk des betreffenden Autors. Den Preis für Chemie verleiht die Schwedische Akademie der Wissenschaften, den Preis für Medizin und Physiologie die medizinische Fakultät der Universität Stockholm, den Friedenspreis ein Komitee von 5 Mitgliedern, die das norwegische Parlament aus seiner Mitte wählt, und den Literaturpreis die erwähnten 18 Akademiemitglieder, die ihrerseits aus Schriftstellern, Historikern, Philologen und hohen Beamten bestehen. Strindberg, der nicht mit dem Nobel-Preis ausgezeichnet wurde, hat diese hochmögende Körperschaft zum Gegenstand einer ätzenden Satire gemacht.

Auf Grund eines Vermächnisses von Alfred Nobel darf bei der Verleihung des Preises „die Nationalität des Bewerbers keine wie immer geartete Rolle spielen“. Das Komitee bemüht sich, unparteiisch zu sein, aber wahrscheinlich wären unter den bisherigen Nobelpreisträgern weniger Skandinavier gewesen, wenn statt der Schwedischen etwa die Französische Akademie über die Verleihung der Preise entschieden hätte. Von den insgesamt 46 bisherigen Literaturpreisträgern waren 11 Skandinavier. Als nächste folgen 9 Angelsachsen, die sich aus 5 Engländern und 4 Amerikanern zusammensetzen, bzw. aus 4 Engländern und 5 Amerikanern, je nachdem, ob man den in Amerika geborenen und in England naturalisierten Dichter T. S. Eliot als Amerikaner oder Engländer ansieht.

*

Man fragt sich natürlich, wie es die Mitglieder der Schwedischen Akademie zustandebringen, der Weltliteratur in allen Sprachen zu folgen. Nun, die meisten Akademiker verstehen außer den skandinavischen Sprachen noch englisch, französisch und deutsch, einige auch italienisch und spanisch; aber die Vorarbeit, die eigentlich mit der Hauptarbeit identisch ist, besorgen nicht sie, sondern eine Anzahl von hauptberuflich hiezu angestellten

Experten, die „Sekretäre“ genannt werden. Sie sind es, die wirklich alle fremdsprachigen Literaturen durchackern und auf wichtige Werke hinweisen, von denen dann Übersetzungen angefertigt werden. Eine gewisse Gefahr liegt bisweilen darin, daß ein Akademiker, der eine weniger populäre Sprache als einziger beherrscht, aus der Literatur dieser Sprache ein Steckenpferd für sich macht und sie mit dem ganzen Elan des Spezialisten zu fördern versucht. Angeblich hat Grazia Deledda, deren Preiswürdigkeit besonders heftig angezweifelt wurde, den Nobel-Preis hauptsächlich deshalb bekommen, weil ein damals führendes Akademiemitglied (übrigens der Vater des gegenwärtigen Generalsekretärs der Vereinten Nationen, Hammarskjöld) perfekt italienisch verstand und sehr stolz darauf war.

Die früher erwähnte Bevorzugung der Skandinavier wird einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß zwei ihrer bedeutendsten Repräsentanten, Ibsen und Strindberg, nie den Nobel-Preis bekamen, obwohl sie allen Anspruch auf ihn hatten. Unter den Nichtskandinavien, denen er wider Erwarten vorenthalten blieb, befinden sich Tolstoi, Gorki, Proust und Valéry. Im allgemeinen kann man sagen, daß es bei der Zuerkennung des Preises vielleicht nicht immer ohne Fehler abgeht, aber ganz gewiß ohne Verstöße gegen die Fairness. Der Gewinner steht in der Regel Mitte November fest; man informiert ihn jedoch erst kurz vor der Verleihung, die am 10. Dezember, dem Todestag Alfred Nobels, stattfindet. Um in die engere Wahl zu gelangen, muß der betreffende Autor entweder von der nationalen Akademie seines Landes, von seinem PEN-Club oder von einem Mitglied der Schwedischen Akademie vorgeschlagen werden. Allerdings verstehen es manche Autoren vortrefflich, sich unauffällig und taktvoll in den Vordergrund zu spielen und ihre Nominierung auf eigene Faust zu betreiben.

Ermutigt durch diese Mitteilungen meines Gewährsmannes, eines Mitgliedes der Akademie, fragte ich rundheraus, ob ich nicht vielleicht auch einmal den Nobel-Preis haben könnte. Die stirnrundelnd vorgebrachte Gegenfrage lautete, wozu ich den Preis haben wolle. Ich erklärte freimütig, daß ich ihn für eine ausgezeichnete, dem Fortkommen förderliche Propaganda hielte und daß ich auch das Geld sehr gut brauchen könnte, vorausgesetzt, daß es steuerfrei sei. Nach einigem Nachdenken gab mir mein Gewährsmann zu verstehen, daß er bereit wäre, für mich zu stimmen, und daß ich außerdem auf die Stimmen zweier betagter Mitglieder der Akademie rechnen dürfe, die infolge ihres Alters für ausnahmslos jeden stimmen würden. Das wären immerhin drei. Die restlichen 15 von meiner Anwartschaft zu überzeugen, würde allerdings, wie er sich ausdrückte, „eine Zeitlang dauern“. Ich kann also meinen Lesern die ziemlich verlässliche Information geben, daß der Nobelpreisträger für Literatur nicht so bald George Mikes heißen wird.

FORVM DES LESERS

MENDÈS-FRANCE — ZWEITE HALBZEIT

Als der Beitrag für FORVM* über den Mendèsismus geschrieben wurde, schien der Eintritt der Sozialisten in die Regierung des dynamischen Premiers noch „unaufhaltsam“. Diese Annahme ist seither von den Ereignissen widerlegt worden und es bleibt mir nur übrig, meine vorschnelle Prophezeiung zu berichtigen. Mendès-France hat den Sozialisten keine Fauteuils, sondern nur Klappstühle angeboten, mit dem Argument, daß die besten Plätze schon ausverkauft seien. Und er schwächte damit jenen Flügel der SFIO, der den Eintritt in die Regierung wünschte. — Inzwischen hat sich im Zug der Budgetdebatte und der nordafrikanischen Ereignisse manche Unzufriedenheit der Rechten und der Linken sehr deutlich geäußert und die parlamentarische Mehrheit der Regierung ist einigermaßen geschrumpft. Es bleibt abzuwarten, ob der persönliche Erfolg des Premiers in Washington und New York seine erschütterte Stellung in Paris konsolidieren wird. (Der gewöhnlich sehr gut informierte Pariser Korrespondent des „Manchester Guardian“ scheint nicht dieser Meinung zu sein.)

Statt jeder weiteren Prophezeiung nur noch die Selbstberichtigung eines Lapsus calami: von de Gaulles Verachtung des parlamentarischen Regimes vor 1940 hieß es in meinem Artikel, daß sie „noch ganz grundlos“ war. Sie war, im Gegenteil, nicht ganz grundlos.

FRANÇOIS BONDY (Paris)

*

LEHR UND LEER

Zu Friedrich Abendroths Artikel über den „Wunschtraum von der Dritten Kraft“ (FORVM Nr. 11): Weniger der Belehrung, als vielmehr der Anerkennung des erlaubten Irrtums soll es dienen, wenn ich feststelle, daß eine „Leeranalyse von Länderwahlresultaten“ mir sehr wohl möglich erscheint, daß hingegen eine „Leeranalyse... im Anfangsstadium einer psychoanalytischen Behandlung“ nicht nur der herrschenden Lehrmeinung widerspricht.

Lehranalysen (und um eine solche geht es ja in Wahrheit auch dem Verfasser) werden nicht an den Anfang psychoanalytischer Behandlungen gesetzt, also nicht etwa an Patienten vorgenommen, sondern dienen ausschließlich den *angehenden Psychoanalytikern* während ihrer *eigenen Ausbildung* zum Zwecke des Lernens. Sowohl methodisch wie im Effekt sind beide Verfahrensweisen miteinander identisch — der Unterschied liegt lediglich im Gewichtsmäßigen: die gewöhnliche Analyse heilt den Patienten für gewöhnlich, belehrt ihn aber auch; die Lehranalyse gilt mehr der Belehrung und noch mehr der Heilung von irigen Vorstellungen über die Psychoanalyse.

Ob „Leer-Analyse“ oder „Lehr-Analyse“ — beides wäre in dem vom Autor besprochenen Fall ein gleich dankenswertes Unternehmen.

Dr. WOLFGANG KUDRNOFSKY (Wien)

Vielleicht sollten auch wir einen Psychoanalytiker in Anspruch nehmen, und zwar um unsern orthografischen Komplex loszuwerden. Uns fiel nämlich zu Dr. Kudrnofskys lichtvollen Ausführungen zunächst nichts andres ein, als daß die ganze Diskussion nicht stattfinden könnte, wenn die Rechtschreibreformer eines Tages

* „Mendès-France und der Mendèsismus“ von François Bondy (FORVM Nr. 11).

Oberwasser bekämen; denn dann gäbe es keine „Leer-“ und keine „Lehr-“, sondern nur eine „ler-analyse“, und sie schriebe sich im Sinne der einheitsortografi sogar „analyse“, worauf sie von Anna und Liese nicht mehr zu unterscheiden wäre... Wie gesagt: ein Komplex. Wir bitten um Entschuldigung.

*

WER IST „JUNG“?

WAS IST „ÖSTERREICH“?

FORVM hat sich die außerordentlich interessante Aufgabe gestellt, unser gegenwärtiges Verhältnis zu Deutschland zu analysieren. Begrüßenswert ist auch der Versuch, diese Analyse durch Vertreter der jüngeren Repräsentanz der beiden Koalitionsparteien vornehmen zu lassen. Wenn aber in der Vorbemerkung gesagt wird, daß beide Vertreter „von weltanschaulich keineswegs identischen Standorten her gerade in dieser Frage zu grundsätzlich identischen Anschauungen gelangen“, so kann einem diese identische Anschauung den kalten Schauer über den Rücken jagen!

Das Problem beginnt schon bei der Frage, wie lange man zur „Jungen Generation“ zu zählen ist. In früheren Jahrzehnten, als das politische Geschehen von weit dynamischeren Kräften bewegt wurde, galt im allgemeinen nur derjenige als jung, bei dem die Zehnerstelle seiner Jahresanzahl nicht über 2 hinausging. Man muß es positiv werten, daß die damalige Dynamik, die ja nicht selten in kritiklosen Rausch umschlug, einer gewissen nüchteren Sachlichkeit Platz gemacht hat. Man ist jedoch versucht, sich die Frage vorzulegen, ob unsere heutige Zeit in dieser Hinsicht nicht des Guten zu viel tut, ob wir uns nicht auf dem besten Weg zu einer Vergeirung des politischen Lebens befinden. Anlässlich der Tagung des politischen Nachwuchses aus allen Ländern, die heuer in Wien stattfand und deren Teilnehmer durchschnittlich dem dritten Lebensjahrzehnt vor geraumer Zeit Ade gesagt hatten, prägte das Blatt einer oppositionellen Seite, die sich sonst nicht gerade durch Humor auszeichnet, das nicht ganz unzutreffende Wort vom „Jugendparlament mit Schmerzbächen“. Es hat den Anschein, als betrachteten die beiden jungen Politiker im FORVM die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes ebenfalls unter dem Gesichtswinkel des Schmerzbaches. Da ist von allen möglichen Dingen die Rede, vom Staatsvertrag, von St. Germain, von den Genfer Protokollen, von Sentiment und Ressentiment, von Illusionen über ein fortschrittliches Deutschland und schließlich, als Kernpunkt beider Artikel, von der wirtschaftlichen Lebensfähigkeit unseres Landes, die heute ohne jeden Zweifel nachgewiesen sei. Beim Aufzählen dieser durchaus nicht unbedeutenden und einflusslosen Faktoren fragt man sich schließlich: Ja, um Gottes willen, bin ich nur Österreicher und existiert Österreich nur, weil einige Leute zur Kenntnis genommen haben, daß bei vernünftiger Wirtschaftslenkung jedes Gebiet lebensfähig ist? Leitet sich das Vorhandensein eines Staates und seiner politischen Sendung ausschließlich von ökonomischen Faktoren ab? Sind Nationen nicht historisch gewachsene Einheiten, die durch Tradition, durch gemeinsame Lebensform und Lebensweise, durch spezifische Aufgaben zusammengeschmiedet wurden? Und gibt es denn nicht auch so etwas wie Vaterlandsliebe?

Es bleibt ein unübersehbares Faktum, daß sich die provisorische Nationalversammlung 1918 zum Deutschen Reich bekannt hat. Aber kommt dieser Minute im Ablauf des Weltgeschehens überhaupt eine Bedeutung zu? NR Strasser hat die Beweggründe für die damalige Haltung beider tragenden Kräfte der Republik durchaus richtig herausgearbeitet, wenn er sie einerseits auf die Ratlosigkeit zurückführt, was mit dem kleinen Rest eines Großstaates geschehen sollte, andererseits auf das Bestreben, zusammen mit Deutschland ein sozialistisches Gemeinwesen aufzubauen. Was aber viel zu wenig berücksichtigt erscheint, ist das Bestreben des österreichischen Torsos, sich von der Bürde der Niederlage zu befreien und seine Nicht-Identität mit der Monarchie zu beweisen, vor allem gegenüber den Nachfolgestaaten, die sich als Sieger deklarierten... NR Tonicic meint, daß unsere staatliche Integrität dadurch gewährleistet sei, daß die deutsche Außenpolitik derzeit nach Westen und Osten tendiere und nicht nach Süden. Es muß ihm entgegengehalten werden, daß die Intentionen und Meinungen unseres nördlichen Nachbarn in dieser Frage höchst uninteressant sind. Unser Staat ist eine Angelegenheit, die ausschließlich uns angeht, auch wenn deutsche Gerichte Entscheidungen fällen, von denen man nicht weiß, ob sie auf böse Absicht, Taktlosigkeit oder wissenschaftliche Weltfremdheit zurückgehen.

Hier soll keinem mit Fahnen und Emblemen geschmückten österreichischen Chauvinismus das Wort gesprochen werden. Man möchte nur wissen, worin denn unser Bekenntnis zu Österreich besteht; worin unsere Jugend ihr Österreichertum bekunden und erleben kann; ob Manifestationen unserer Nationalität auch außerhalb von Fußball- und Skiwettkämpfen möglich sind; und ob man Österreich immer nur als eines der gegenwärtig bestfundierte Länder der EZU betrachten soll — oder auch als die Brücke Zentraleuropas zum Südosten, als letzte Bastion der Demokratie im Machtbereich der bolschewistischen Armee, als Kulturbereich, der auch heute der Welt unendlich viel zu geben hat, und als ein Land, an dessen Berge und Wälder, an dessen Städte und Dörfer, an dessen Himmel seine Menschen mit Liebe denken, auch wenn sie fern von der Heimat sind.

Dr. FELIX BUTSCHK
Bildungsreferent des Verbandes
Sozialistischer Studenten, Graz

In seinem nicht minder offenerzigen Begleitschreiben zu diesen Ausführungen hat uns Dr. Butschek mitgeteilt, daß er 1932 geboren wurde und daher, im Vergleich zu den von uns als „jung“ bezeichneten Politikern, noch im Säuglingsalter stehe. Wir teilen diese Ansicht so wenig, wie wir einige seiner anderen Ansichten teilen, die wir hier in gekürzter Form wiedergegeben haben. Auch müssen wir die beiden zitierten Autoren gegen das scharfe Geschütz einer Generations-Attacke decken, die nicht von ihnen, sondern von einer redaktionellen Vorbemerkung des FORVM provoziert wurde. Aber es freut uns, daß ein Vertreter des Jahrgangs 1932 (der ganz gewiß dahinterkommen wird, wie „jung“ man in der bösen Politik auch noch mit 40 Jahren ist) so scharfes und so gut österreichisches Geschütz parat hat; hoffentlich besänftigt ihn zumindest einer der beiden Beiträge, die wir heute zum gleichen Thema veröffentlichen.

FORVM IN FERNEN LÄNDEN

... wurde ich auf Ihre „Blätter für kulturelle Freiheit“ aufmerksam, die ich seither regelmäßig und mit allergrößtem Interesse lese. Ich bin Professor für Germanistik an der hiesigen Staatsuniversität und möchte Ihre Zeitschrift, die ich in meinen Vorlesungen be-

reits erwähnt habe, auch meinen Studenten zugänglich machen...

Prof. M. TZSCHENTKE (Santiago de Chile)

... in Ihrer Septembernummer habe ich die grammatikalische Spürnase Ihrer Leser feststellen können, die aus einem Ihrer Beiträge den unzulässigen Superlativ von „einwandfrei“ herausgeschnüffelt hat. Die Erwiderung der Redaktion, die zwischen der Steigerungsfähigkeit eines Begriffs und eines Wortes unterscheidet, zeugt von bestem Sprachgefühl... Ich sehe Ihren Monatsheften stets mit Freude entgegen und begrüße Sie bestens.

Dr. GEORGE L. RAYMOND (New York)

... mit der Zusendung dieser FORVM-Hefte haben Sie uns hier im Urwald Südamerikas eine sehr große Freude gemacht, eine wie große, können Sie in Wien gar nicht ermessen... Ihr Nachruf für den unvergeßlichen Joseph Roth hat mich tief bewegt. Überhaupt kommt das FORVM aus der Sphäre jener literarischen Tradition, die wir 1933 verließen. Die Auseinandersetzung zwischen Karl August Horst und Herbert Eisenreich — die kleinen Polemiken gegen geistige und stilistische Verlogenheit — vor allem die Würdigung Kafkas —; wie dankbar sind wir für alles das... Aber ich habe auch Einwände. Einer betrifft den Aufsatz von Lernet-Holenia: „Eine Anmerkung zur modernen Lyrik“, in dem er Wilhelm Lehmanns Dichtung als den „Versuch“ kennzeichnet, „wieder zur Bravheit der achtziger Jahre zurückzukehren“. Gibt es diese „Bravheit“ nicht immer? Gab es sie nicht ebenso zur Zeit Goethes oder der Sappho oder Pindars? Klangfülle und Innigkeit des Ausdrucks, wie Lehmann sie besitzt, sind doch noch keine

„Bravheit“... Außerdem bringen Sie zu wenig Buchbesprechungen. Darauf wäre ich nun wirklich sehr gespannt gewesen.

Und nun sollen Sie wissen, wer Ihnen dies alles schreibt. Unsere Bruderhöfe, auf denen in England (1), den Vereinigten Staaten (1), Uruguay (1) und hier in Paraguay (3) beinahe 1000 Menschen aus etwa 15 verschiedenen Nationen zusammenleben, sind ein Versuch gemeinschaftlichen, weltauftgeschlossenen Lebens im Sinne der ersten Christen. Wir versuchen, ein brüderliches Leben in Frieden und Liebe und sozialer Gerechtigkeit zu führen. Sie mögen am ehesten an ein klösterliches Leben von Familien denken. Dazu gehört, da unsere Tür allen Suchenden offen steht, auch freiwillige Armut. Und das ist der Grund, warum wir das FORVM nicht abonnieren können. Aber wenn einmal Hefte liegen bleiben oder wenn Sie uns Ihre Sonderdrucke schicken können, sind wir dankbare Abnehmer. Nach unseren Mahlzeiten in der gemeinsamen Eßstube (wie sonst bei Freizeiten) haben wir Vorträge oder Lesungen über aktuelle Themen, für die uns Anregungen wie das FORVM besonders wertvoll sind. Wir beglückwünschen Sie und danken Ihnen.

WALTER BRAUN

Sociedad de Hermanos, Primavera, Alto Paraguay

... Ihr FORVM hat mich in seiner Äußerung und Gegenäußerung über aktuelle Fragen so nahe und fast mit dramatischer Kraft angepackt, daß ich mir herzlich wünsche, es auch in der Folge zugeschickt zu erhalten. Es ist keine Phrase, wenn Sie Ihre Zeitschrift als „Monatsblätter für kulturelle Freiheit“ ankündigen. Die freie und kompromißlose Meinungsäußerung, die ich hier gefunden habe, hat kaum in einer anderen Zeitschrift ihresgleichen.

HEINZ HILPERT (Deutsches Theater, Göttingen)

PREUVES

REVUE MENSUELLE
PUBLIE NOTEMENT DANS SON
NUMÉRO DE

DECEMBRE

MANES SPERBER
La misère de la psychologie

ARTHUR KOESTLER
Rencontre avec Freud

GEORGES VEDEL
Chasse aux sorcières et apprentis sorciers

THIERRY MAULNIER
«La Condition Humaine» au Théâtre

PAUL BARTON
Le cas André Simone

YVES LEVY
Ernest Hemingway, chevalier du Graal

Le N° de 104 p. ill: 120 Frs.
PREUVES: 23, rue de la Pépinière — Paris (VIIIe)
C. C. P. 187-00 Paris
Un ancien numéro sera envoyé gracieusement
sur demande comme specimen.

In Wien zu beziehen durch:

BUCHHANDLUNG GEROLD & CO.
Wien I. Graben 31

BUCHHANDLUNG HEGER
Wien I. Wollzeile 2

Der Monat

EINE INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT

HEFT 75 · DEZEMBER 1954

RICHARD LOWENTHAL
Ist der Friede ausgebrochen?

MALCOLM COWLEY
Brief aus Kuba: Ernest Hemingway

WOODROW WYATT
Churchill als Parlamentarier

RICHARD WRIGHT
Brief von der Goldküste: Was ist Afrika
für mich?

ISA KAPP
Saul Steinberg

Herausgeber: Melvin J. Lasky und
Hellmut Jaesrich

Redaktion und Vertrieb:
Berlin-Dahlem, Schorlemer Allee 28

BRUNO WALTER

Über die Klarheit in der Musik (II)

In der Fülle der musikalischen Anlagen, deren der ausübende Musiker bedarf, steht also die oben erwähnte stete Singbereitschaft mit an erster Stelle; das fast allgegenwärtige lyrische Element im wechselvollen musikalischen Verlauf lebt von ihr und müßte ohne sie verkümmern. Doch behaupte ich durchaus nicht, daß nur ein Weg wie der meine — aus einer vom Geist des Gesanges beschwingten Jugend her — zu solcher Art des Musizierens führen könne, in deren Ausdrucks-Vielfalt die musikalische Lyrik die ihr gebührende Bedeutung erhielte. Ich kann mich sehr wohl in den grundverschiedenen Entwicklungsgang eines Musikers versetzen, der seine ersten Eindrücke und Anregungen von instrumentalen Klängen empfing und dessen frühe Neigungen einem scharf rhythmisierten Musizieren und schnell bewegten Tonstücken zugewandt waren. Es handelt sich ja hier nicht etwa um einen totalen Gegensatz: meine ausgesprochene jugendliche Neigung zum Gesanglichen verhinderte keineswegs meine Freude an rhythmisch energischer oder stürmisch bewegter Musik und meine vorwiegend gegensätzliche frühe Richtung konnte sich sehr wohl mit allmählicher Erschlossenheit für lyrische Reize vertragen. Doch mag es sein, daß meine Anlage mich in den Epochen des Suchens und der Entwicklung manchmal zu einer fatalen Art von Sentimentalität und zu einem Mangel an Präzision im Musizieren getrieben hat, während die Richtung meines Suchens sich eher in einer gewissen Trockenheit und Härte des Spiels geäußert haben mag. Warum aber sollten sich die beiden Wege nicht in der Mitte begegnen, warum sollte die Verschiedenheit der Ausgangspunkte eine Übereinstimmung in wichtigen Grundfragen dauernd verhindern? Ich bin überzeugt, daß die wahren, gereiften Musiker, aus welcher Richtung immer sie ihren Weg genommen, über die urmusikalische Bedeutung jener stets wachen Singbereitschaft nur einer Meinung sein können.

Indessen verlangt, weit über die bloße Singbereitschaft hinaus, das Musizieren von uns einen Reichtum musikalischer Anlagen, der dem vielfältigen und gegensätzlichen Wesen der Musik entspricht. Wahre nachschaffende Begabung ist so komplex wie die Musik selbst; nur ein steter „Alarmzustand“ des vollen Talentes und aller emotionellen Kräfte kann den Forderungen der Musik an den ausübenden Musiker gerecht werden.

Das erste Ziel unserer Aufmerksamkeit ist natürlich die „Hauptlinie“, die, wie ich vorhin sagte, in musikalisch-logischem Verlauf dahinfließt. Ihr vor allem gehört unsere Bereitschaft zu gesangvollem wie zu energisch rhythmischem Vortrag, ihr kommt eine wirklich beherrschende Bedeutung zu. Denn der Begriff der Vielstimmigkeit schließt keineswegs den der Koordination, der Gleichbedeutung der Stimmen ein. Die Führung kann von einer zur anderen übergehen, die Hauptlinie mag jetzt oben, dann unten, dann in der Mitte liegen — wesentlich für unsere Betrachtung der Aufgabe des Interpreten bleibt, daß es meist nur die eine Hauptlinie ist, deren Ausführung er sich vor allem hinzugeben, der er die anderen Stimmen dynamisch und im Ausdruck anzupassen hat.

So wäre denn die Musik, trotz aller Satzkunst, bei aller linearen Polyphonie, im Grunde doch homophon?

Das ist sie in der Tat. Nicht nur muß sie der ausübende Musiker so ansehen, weil in der praktischen Ausführung die Klarheit

davon abhängt, daß die Hauptstimme nicht übertönt wird, sondern stets hörbar bleibt; nein, auch vom Komponisten ist das kunstvollste Gewebe der Stimmen niemals anders gemeint denn als organische Einheit, die, von einem Sinn beherrscht, sich in so komplexer Form äußert. Die musikalische Polyphonie ist — man verzeihe die Paradoxie — eine kunstvolle Form der Homophonie, d. h. in jedem Moment ihres Verlaufs kommt doch immer einer der Stimmen — und sei es auch nur in geringem Maß — eine höhere Bedeutung zu als den anderen. Das muß schon deshalb so sein, weil die Perzeptionsfähigkeit der menschlichen Seele einer unorganisierten Vielstimmigkeit nicht gewachsen wäre. Für die Abstufung im Stimmgewebe, falls sie nicht durch die Instrumentation gegeben oder ermöglicht ist, muß also der Dirigent aus eigener Bemühung Sorge tragen. Prüfen wir unsere Reaktion auf Mehrstimmigkeit und beobachten wir uns, wenn wir im Meistersinger-Vorspiel die drei Themen zugleich hören: unser Ohr ist vom Preisliedthema der Geigen und Celli hauptsächlich angezogen; wir empfinden dabei zugleich den Reiz des flotten Lehrbubenmotivs, ohne es ebenso klar aufzunehmen; und das Meisterthema in Tuba und Bässen dringt zwar ebenfalls an unser Bewußtsein, aber noch etwas dumpfer. Die größte Deutlichkeit, die sorgfältigste dynamische Klarmachung der drei Stimmen ermöglicht uns nicht, unser Bewußtsein allen dreien in gleicher Konzentration zuzuwenden; das Preisliedthema wird die Hauptlinie bleiben, der sich die anderen anpassen.

Ich möchte nicht dahin mißverstanden werden, als ob ich unser Bewußtsein für streng eindimensional hielte. Unsere Aufnahmefähigkeit entspricht durchaus jener musikalischen Polyphonie, die einem homophonen Sinn dient. In die Hauptlinie des Denkens oder Fühlens oder Wahrnehmens, die unser Geist verfolgt, wirken andere Linien gleichzeitiger Vorgänge mehr oder weniger bedeutend hinein, sie können mit ihr wechseln, sie können ihre Bedeutung übernehmen, aber sie werden sich ihr nicht genau koordinieren. Diese „Einlinigkeit“ unserer Perzeption innerhalb der Fähigkeit, verschiedene Eindrücke gleichzeitig zu bemerken, zeigt sich besonders deutlich in unserer Reaktion auf die komplexe Vielfalt einer Opernaufführung: jetzt hören wir eines Sängers schöner Stimme zu und sind „ganz Ohr“, d. h. wir sehen kaum, was auf der Szene vorgeht; da ertönt auf der Bühne ein dramatisch erregendes Wort, das unsere Seele ergreift — und die Musik, die gleichzeitig ertönt, sinkt in eine etwas dümmere Sphäre unseres Bewußtseins hinunter, die Szene verwandelt sich überraschend, wir werden in diesem Moment „ganz Auge“. Kurz, die „Hauptlinie“ unserer Aufmerksamkeit springt vom Gesang zur Szene, vom Wort zur Aktion, vom Bereich des Hörens zu dem des Sehens, und immer wirken die verschiedenartigen Vorgänge in unsere Perzeption der Hauptlinie zwar merklich, aber in etwas geringerer Intensität hinein. Dieser Art unseres Aufnehmens — in der Ordnung des Verhältnisses der Hauptlinie zu den anderen Stimmen, oder zu dem mit ihr zugleich erklingenden musikalischen Komplex — hat jede musikalische Ausführung Rechnung zu tragen.

Intuitiv war ich mir schon frühzeitig der Notwendigkeit einer solchen klanglichen Abstufung bewußt. Die Aufgabe war leicht, wenn es sich um die Klavierbegleitung zu einem Lied oder einer Arie, oder um ein Nocturne von Chopin handelte. Hier hatte ich wirklich meist mit Melodie und Begleitung zu tun, und wenn die letztere dynamisch sich der ersteren anpaßte, sie im forte kraftvoll unterstützte und ihr im piano zart nachgab, mit ihr crescendo und decrescendo, etwaige Gegenstimmen oder Imitationen

Dieser zweite Teil bildet zugleich den Schluß des Kapitels, das uns Prof. Walter aus dem Manuskript eines noch in Arbeit befindlichen Werks zur Verfügung gestellt hat; der erste Teil erschien im Novemberheft.

ausdrucksvoll hörbar machte ohne die Melodie zuzudecken, so schien mir alles in Ordnung. Anspruchsvoller aber waren die Kompositionen eines dem Symphonischen näheren Stils, wie Sonaten und Kammermusikwerke, und durchaus verschieden davon Tonwerke ausgesprochener Mehrstimmigkeit. Aber ob ich Fugen oder Sonaten oder Kammermusik spielte, immer suchte ich die Hauptlinie, verfolgte sie vom Anfang bis zum Ende, bemühte mich um eine dynamische Abstufung dessen, was musikalisch mit ihr verbunden war, und trachtete stets das Wichtigere dem weniger Wichtigen klanglich überzuordnen. Es ging mir dabei um eine höhere Klarheit als nur um die des Klanges; es ging mir um die Klarheit des Sinnes.

Auch heute wüßte ich nichts Besseres zu erstreben (und zu empfehlen) als Klarheit des Klanges, erzielt durch Abstufung des gleichzeitig Erklingenden je nach der Wichtigkeit seiner Teile

ERNST KRENEK

ANLÄSSLICH SEINES BESUCHES IN WIEN

Ernst Krenek, seit 1938 in den USA, zunächst als Theorielehrer am Vassar College in Poughkeepsie bei New York, später als Leiter der Musikabteilung an der Hamline University in St. Paul und gegenwärtig in Los Angeles lebend, hat vor kurzem seine Heimatstadt Wien zum zweitenmal nach 1945 besucht. Krenek dirigierte zwei Orchesterkonzerte (im großen Sendesaal der Ravag und im Wiener Konzerthaus) und sprach im Kosmos-Theater über „Musik in Amerika“, in der Österreichischen Kulturvereinigung über „Sinn und Unsinn in der modernen Musik“. Zwischen der Aufführung seiner IV. Klaviersonate und seines VII. Streichquartetts berichtete Krenek in der Universal-Edition über die Neufassung seiner Oper „Karl V.“ und sagte in zwei Radiointerviews höflich und freimütig seine Meinung über Vergangenes und Gegenwärtiges im Wiener Musikleben.

Es gibt Werke, die ihrem Schöpfer zum Schicksal werden. Als zu Beginn des Jahres 1927 vom Stadttheater in Leipzig die Oper „Jonny spielt auf“ herausgebracht wurde und dann, in den folgenden zwei Jahren, an mehr als hundert europäischen Bühnen, zum Teil en suite, gespielt wurde, galt ihr Autor als einer der Führer der musikalischen Avantgarde. Krenek hielt damals etwa bei op. 50 und war bereits dreimal (1923, 1924 und 1925) bei den Musikfesten in Donaueschingen aufgeführt worden. Und es wirkte wie ein Symbol, daß die Uraufführung seines ersten Bühnenwerks, „Zwingburg“, im Todesjahr Busonis stattfand, der eine neue Ästhetik der Tonkunst begründet hatte. Viel zu anspruchsvoll und eigensinnig, um fertige Stücke zu vertonen, hatte sich Krenek die Texte zu seinen Opern — auf „Jonny“ folgten bald die drei Einakter „Der Diktator“, „Das geheime Königreich“ und „Schwergewicht oder Die Ehre der Nation“ — selbst geschrieben. „Jonny spielt auf“ lag durchaus auf der Linie früherer (und späterer) Bühnenwerke des Komponisten Krenek. Hier wie in anderen Opern ging es ihm um die Idee der Freiheit, als deren Symbol Amerika erscheint: Fülle des Lebens, optimistische Bejahung, Hingegebenheit an das Glück des Augenblicks, Freiheit von Grübeleien und Intellektualismus. Als Assistent Paul Bekkers am Opernhaus in Kassel hatte der Fünfundzwanzigjährige den Apparat der Bühne und seine Möglichkeiten kennengelernt, deren er sich in seinem neuen Werk virtuos und spielerisch bediente. Die Gestalt seines Helden, des Jazzbandgeigers Jonny, bedingte die reichliche Verwendung von Jazzelementen in der Partitur — und das in erster Linie, bewirkte den Welterfolg. Dieser Welterfolg brachte die Berufsmusiker und Kreneks bisherige Freunde in Verwirrung — und ihn selbst in eine schiefe Situation. Galt er den einen als hartgesottener Zyniker, der es darauf angelegt hatte, die Sensationslust der Massen auszubeuten, um rasch reich zu werden, also als Verräter an der Sache der ernsten Musik, so erwarteten andere von ihm nun weitere sensationelle Schlagere im gleichen Stil. Krenek selbst aber hatte das Gefühl, daß

durch den Erfolg des „Jonny“ alles, was er bisher an Rang und Ansehen erreicht hatte, zunichte gemacht worden war. So fand er sich zur gleichen Zeit erstmals als reicher Mann — und als Künstler zwischen sämtlichen herumstehenden Stühlen . . .

Drei Jahre später geriet Krenek auch in eine musikalische Krise. Die Arbeiten seiner „romantischen Periode“, zu denen auch das „Reisebuch aus den österreichischen Alpen“ zählt, waren einigermaßen erfolgreich, konnten aber nicht mit den Werken jener Komponisten konkurrieren, die das traditionelle Material bedeutend sorgloser und populärer handhabten. Den Modernisten galten seine Werke als Kuriosa eines ehemals fortschrittlichen Komponisten. Um jene Zeit lebte Ernst Krenek nach längerem Auslandsaufenthalt wieder in Wien, materiell unabhängig, im übrigen jedoch völlig isoliert. Er hätte manche seiner immer noch zahlreichen Aufführungen in Deutschland für einen einzigen Erfolg in Wien hingegeben, aber die Beziehungen zur Stadt seiner Herkunft nahmen immer entschiedener den Charakter unerwiderter Liebe an. In dieser Situation wirkte der Vorschlag des damaligen Opernchefs Clemens Krauß, für die Wiener Staatsoper ein größeres Werk zu schreiben, elektrisierend. Der Stoff war bald gefunden; ein ganzes Jahr lang widmete sich Krenek, der sein Textbuch natürlich wieder selbst schreiben wollte, dem Studium der Geschichte Karls V. Damit hatte es aber noch eine besondere Bewandnis, über die er selbst das Folgende äußert:

„Als Theaterstück hatte ‚Karl V.‘ mehr und deutlicher politische Bedeutung als alles, was ich bis dahin geschrieben hatte. Seit meiner ersten Oper, ‚Zwingburg‘, hatte ich in fast allen meinen Theaterwerken an die politische Sphäre gerührt. In ‚Karl V.‘ nahm ich ausdrücklich Stellung zu politischen Problemen, indem ich den Universalismus des mittelalterlichen katholischen Reiches pries gegenüber den zersetzenden Kräften von Nationalismus, Materialismus und religiöser Gleichgültigkeit. Obgleich mein

und in wohl abgewogenem Verhältnis zur Hauptstimme. Ob es sich um polyphonen oder homophonen Stil handelt oder um den Wechsel zwischen beiden, wie wir ihn im größten Teil allen symphonischen Schaffens finden — ebenso in Klavier- oder Kammermusik, in der Oper oder anderen Vokalwerken —: immer müssen wir die dynamische Nuancierung und den Ausdruck des Klanggewebes der Hauptlinie und ihrem Gefühlsgehalt so anpassen, daß sie darin jene klangliche und emotionelle Unterstützung findet, deren sie bedarf, und daß zugleich alles musikalisch Wichtige zur Geltung kommt, ohne die Hauptlinie zu stören. Selbst die tiefste Vertrautheit mit einer Komposition, selbst ihre innerlichste und gefühlsstärkste Wiedergabe kann nicht wirksam werden, wenn wir nicht durch jene dynamische Ausgeglichenheit für Klarheit gesorgt haben. Sie ist die entscheidende Vorbedingung jeder musikalischen Interpretation.

Text vor Hitlers Machtergreifung im Jahre 1933 vollendet vorlag, hatte das Stück eine ausgesprochen antinationalsozialistische Tendenz. Es sprach manche von den Grundsätzen aus, die sich die österreichische Regierung später als geistiges Verteidigungssystem gegen die Nazis zueigen machte. . . . Für mich war Österreich der letzte Rest des alten universalen, übernationalen Reiches, und seine politische Seele war un-nationalistisch . . . Manche dieser Ideen wurden von der Dollfuß-Regierung als die neue Philosophie Österreichs promulgiert, als Hitler Deutschland übernahm und Österreich von Tag zu Tag zu überrennen drohte. Diese neue Philosophie schloß traditionell und theoretisch eine stark katholische Orientierung ein. Im Laufe der vorangehenden Jahre hatte ich mich mehr und mehr für religiöse Probleme interessiert und war, nach einer Periode der Entfremdung, schrittweise zur römisch-katholischen Kirche, in der ich geboren und aufgewachsen war, zurückgekehrt. Ich fühlte, daß die Zeit für meinen aktiven Beitrag zum Leben und zur Kultur Österreichs gekommen war.“

Als Musiker entschließt sich Krenek gleichfalls zu einem radikalen Schritt. Seine „romantische Periode“ ist zu Ende. Das gründliche Studium der Werke von Schönberg, Berg und Webern, die ihn schon früher durch ihre Stilreinheit anzogen, deren Ausdrucksmöglichkeiten ihm aber noch nicht klargeworden waren, machen aus einem Saulus (der zur Zeit des „Jonny“ in einem Vortrag gegen die Zwölftonmusik polemisiert hatte) einen Paulus. Krenek beschließt, sich der Zwölftonmusik zu verschreiben. Er erlernt eine neue musikalische Sprache, der erfolgreiche Jonny-Komponist setzt sich selbst noch einmal in einen Elementarkurs für Komposition und zwingt sich zu einer Arbeit von entmutigender Schwierigkeit, deren langsamer Fortschritt ihm wie das Aushacken eines Pfades durch ein dürres dorniges Gestrüpp vorkommt. Aber seine Zähigkeit ist größer. Das Werk wird vollendet.

Es bleibt unaufgeführt. Die Gründe hierfür sind wahrscheinlich nicht nur in den politischen Kabbalen und Quertreibereien zu suchen, die Krenek — auch heute noch — für die Absetzung seines Werkes verantwortlich macht. Sie mögen mitgespielt haben, und Krenek mag sich nicht ohne Grund von jenen verlassen gefühlt haben, die er als Freunde und Gesinnungsgenossen ansah. Wer aber die Partitur von „Karl V.“ kennt, der weiß, welche enorme Schwierigkeiten dieses Werk seiner musikalischen und zwischen Realisierung entgegengesetzt. Nur zwei Opernhäuser haben sich bisher an „Karl V.“ gewagt: bald nach der

Vollendung der Partitur war es Prag, und vor einigen Jahren Essen.

Krenek ist sich heute wohl auch darüber klar, daß sein konsequentes Festhalten an der Zwölftontechnik die Möglichkeit öffentlicher Anerkennung weitgehend hindert. Er begründet seine Unnachgiebigkeit künstlerisch damit, daß ihn die Dodekaphonik gegen die Versuchungen anderer zeitgenössischer Stilrichtungen, insbesondere gegen die des modernen Primitivismus und Neoklassizismus, immunisiert, vor allem aber — und dies ist ein echt Kreneksches Argument — aus Gründen der „moralischen Integrität“.

Inzwischen ist viel Wasser die Seine, den Rhein und die Donau hinuntergeflossen. In Paris, in Westdeutschland, in Italien und in Wien hat die neue Technik ihre Anhänger, ihre Theoretiker und ihre Vertreter — wenn auch vielleicht noch nicht ihr Publikum. Krenek steht heute nicht mehr allein und nicht auf verlorenem Posten. Die neuen Werke, die er anlässlich seines Besuches in Wien im November vorführte, erweisen ihn als einen der konsequentesten Vertreter der Zwölftontechnik. Ein Harfen-Konzert und ein Klavier-Konzert, die Elegie in memoriam Anton von Webern und die Brasilianische Sinfonietta für Streicher, die IV. Klaviersonate und das VII. Streichquartett zeigen seine Entwicklung zu einem freieren Stil, der auch den lyrischen Ausdruck, die konzertante und dramatische Geste nicht ausschließt.

Gegenwärtig arbeitet Krenek wieder an einer großen Oper, zu der er sich den Text selbst geschrieben hat und aus der eine „Symphonie“ im Konzerthaus aufgeführt wurde. „Pallas Athene weint“ behandelt den Untergang der Demokratie Athen nach dem Peloponnesischen Krieg. Der Titel des Werkes ist von einem Prolog hergeleitet, der im Elysium spielt, wo die Schatten der Verstorbenen einen ungeheuren Klagelaut hören: es ist Pallas Athene. Sie weint um das Ende der von ihr gestifteten Burg, in der die Freiheit wohnte und die in hoffnungslosem Kampf gegen den Despotismus Spartas steht, dessen Regent, König Agis, dafür sorgt, daß niemand anderer Meinung sei als die, welche an der Macht sind . . . Der Stoff ist interessant, die musikalischen Fragmente, die wir hören konnten, versprechen viel. Ob wir einmal die Gelegenheit haben werden, über das ganze Werk zu urteilen? Befragt, welches seiner Bühnenwerke er zur Aufführung an der Wiener Staatsoper empfehlen würde, nannte Krenek „Karl V.“ In einem Vortrag in der Universal-Edition sprach er über seine Neufassung dieser Oper. An der Musik hat er nichts geändert. Dagegen ist er den Bühnen durch beträchtliche Kürzung und Konzentration der Handlung entgegengekommen. Es schien uns, als hätte er diese Operation nicht ohne Absicht vorgenommen.

1955 zieht die Wiener Staatsoper wieder in ihr Haus am Opernring ein. Im Auftrag dieses Hauses hat Krenek seinen „Karl V.“ geschaffen. Helmut A. Fiechtner

P. S.

TANDARADEI, TANDARADEI, WIE LIEBLICH KLANG DER HIRSEBREI

Über ein in Leipzig abgehaltenes Musikfest des „Verbandes Deutscher Komponisten und Musikwissenschaftler“ berichtet die „Berliner Zeitung“ (Ostberlin) vom 4. November u. a. das Folgende:

„Das letzte Konzert fand in Halle statt und brachte (außer einer liebevoll gearbeiteten, aber in dieser Umgebung wie eingeklemmt wirkenden Kantate über zwei alte Minnelieder von Hannig Schröder) ausschließlich Kompositionen, die das Verhältnis des deutschen Volkes zum sowjetischen widerspiegeln. Man hörte drei Lieder auf Stalin . . . und „Die Erziehung der Hirse“ von Paul Dessau. Paul Dessau sucht die einfachen, arbeitenden Menschen . . . Er entzündet sich an Brechts poetischem Bericht über die Züchtung der Hirse zu einem anspruchslosen, ergiebigen Volksnahrungsmittel und über die Bedeutung der so „erzogenen“ Hirse für den Sieg des sowjetischen Volkes über die Faschisten.“

Bitte um die zwei eingeklemmten Minnelieder, aber rasch!

L I T E R A T U R

KLEINER GESCHENK-RATGEBER

Das Mißtrauen gegen den Erfolg ist so alt wie der Erfolg selbst. Es hat in zahlreichen witzigen Formulierungen Ausdruck gefunden, angefangen von der berühmten Feststellung des alten Helmesberger: „Je preiser ein Stück gekrönt ist, desto durchfällt es“, über die Erkundigung des irritierten Bücherkäufer an seinen Buchhändler: „Was haben Sie heute für einen größten Roman aller Zeiten?“, bis zur Antwort des Mitglieds eines französischen Preisrichter-Kollegiums auf die Frage, ob er den von ihm gewählten Roman tatsächlich für den bedeutendsten des Jahres hielt: „Nein“, sagte er, „aber nach der Zuerkennung dieses Preises wird er es sein“. Erfolg, und das ist schließlich nichts Neues, steht also auch in der Literatur nicht immer im richtigen Verhältnis zum Wert. Andererseits sprechen Erfolg und Anerkennung auch nicht unbedingt gegen den Wert eines Buchs. Man hat's nicht leicht.

Auch die Redaktion des FORVM hatte es nicht leicht mit der Verwirklichung der weihnachtlichen Absicht, ihren Lesern halbwegs vernünftige Ratschläge für eine Auswahl von Geschenk-Büchern zu geben. Nicht einmal als wir eine Anzahl unsrer ständigen Mitarbeiter zur Hilfe heranzogen, wurde es leichter. Im Gegenteil standen jetzt ungefähr ein Dutzend Meinungen und Geschmacksrichtungen gegeneinander. Aber schließlich ergab sich auf jedem der zur Diskussion stehenden Literaturgebiete doch so etwas wie eine entscheidungsfähige Mehrheit, und gegen die nachfolgend angeführten Titel liegen auch seitens der Überstimmten keine wesentlichen Bedenken vor. Einstimmigkeit war nirgends zu erzielen, und das hatte auch niemand erwartet — so wenig wie wir von unsren Lesern erwarten, daß sie sich unser Urteil blindlings zu eigen machen. Immerhin dürfen

sie uns glauben, daß es nicht leichtfertig zustande gekommen ist.

Unter den neu erschienenen Romanen konnten wir die

ROMANE ÖSTERREICHISCHER AUTOREN

mit um so besserem Wissen an erste Stelle setzen, als einigen dieser Neuerscheinungen ganz ohne Zweifel auch innerhalb der gesamten deutschsprachigen Literatur erster Rang zukommt. Allerdings handelt es sich da nur um neu erschienene, nicht neu entstandene Werke, obgleich etwa die einbändige Ausgabe von Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ (bei Rowohlt, Hamburg) einige bisher noch unveröffentlichte Teile aus den nachgelassenen Fragmenten des III. Bandes enthält. Im Rahmen der vom Rhein-Verlag, Zürich, besorgten Gesamtausgabe der Werke Hermann Brochs folgte den „Gedichten“ der nachgelassene, zuvor als „Bergroman“ bezeichnete „Versucher“ (eingesammelt und eingeleitet von Felix Stössinger), und der S. Fischer Verlag, Frankfurt, brachte als vorletzten Band der (vom Herausgeber Max Brod auf neun Bände berechneten) Gesamtausgabe Franz Kafkas „Beschreibung eines Kampfes“ heraus. Auf dem Gegenpol, nämlich unter den neuen Schöpfungen der jungen österreichischen Schriftstellergeneration, fanden nur zwei Bücher die zur Empfehlung nötige Stimmenmehrheit: „Sie warten auf Antwort“, der Erstlingsroman von Jeannie Ebner (Herold-Verlag, Wien/München) und Karl Bednariks „Omega Fleischwolf“ (Kremayr & Scheriau, Wien). In der Mitte steht Heimito v. Doderer, mit seinem jüngsten Werk „Die erleuchteten Fenster“ (Reclam, Stuttgart). Von den

ROMANEN DEUTSCHER AUTOREN

war es desgleichen ein nicht zur Gänze neuer, über dessen führende Position kein Zweifel

bestand: „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ von Thomas Mann (S. Fischer). Ihm zunächst, auch er zur Schelmenromantik tendierend, ein neuer Autor: Albert Vigoleis Thelen mit seinem bei Diederichs, Düsseldorf, erschienenen Roman „Die Insel des Zweiten Gesichts“. Um ernste, ja tragische Dinge geht es in Erich Maria Remarques „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“ (Kiepenheuer & Witsch, Köln), dem Gegenstück oder besser wohl Nachfolger von „Im Westen nichts Neues“. Abseits vom Getriebe, wie es der menschlichen und künstlerischen Vornehmheit seines Autors entspricht: „Das Brandopfer“ von Albert Goes (S. Fischer).

AUSLÄNDISCHE ROMANE

in deutscher Übersetzung liegen in großer Anzahl vor, ohne daß einer von ihnen an das letzte Werk des heurigen Nobelpreisträgers Ernest Hemingway herankäme: „Der alte Mann und das Meer“ (Rowohlt). Höchste Aufmerksamkeit verdient die „Griechische Passion“ von Niko Kazantzakis (Herbig-Verlag, Berlin), und dem Donau-Verlag, Wien, ist dafür zu danken, daß er uns den ein wenig extravaganteren Amerikaner Henry Miller mit der Erzählung „Das Lächeln am Fuße der Leiter“ von einer neuen, künstlerisch gebändigten Seite präsentiert. „Die Heiligen gehen in die Hölle“ von Gilbert Cesbron (Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt) und Henry Bazins „Steh auf und geh“ (Herold) dürften unter den vom Religiösen her inspirierten Romanen die bedeutendsten sein. Auch die bedeutenden politischen Romane sind durchwegs in fremden Sprachen entstanden, obwohl nicht weniger als drei der hier vertretenen Autoren ursprünglich deutsch geschrieben haben. Manes Sperbers „Der verbrannte Dornbusch“ (Universum-Verlag, Mainz), Arthur Koestlers „Gottes Thron steht leer“ (S. Fischer) und Georg Glasers „Geheimnis und Gewalt“ (Scherz & Goverts-Verlag, Stuttgart). — „Der Fall Tulajew“ von Victor Serge (Europäische

Verlagsanstalt, Hamburg) und „Eine Handvoll Brombeeren“ von Silone (Europa-Verlag, Zürich) ergänzen diese Gruppe, die den Konflikt zwischen Moral, Intellekt und totalitärer Ideologie von allen Seiten abwandelt.

Wer über der Auseinandersetzung mit diesen wichtigen und wuchtigen Problemen den

HUMOR

behält und ihn nicht nur als ein Geschenk Gottes, sondern auch als geeignete Richtschnur für Buchgeschenke betrachtet, der sei auf das jüngste Werk von George Mikes verwiesen (dessen skandinavische Reiseberichte wir in diesem Heft abschließen): „Shakespeare und ich“ ist, wie alle Bücher dieses köstlichen Produkts aus englischer Trockenheit und ungarischer Geschicklichkeit, in deutscher Sprache bei Paul Zsolnay in Wien erschienen. Vergnügliche Früchterln vom gleichen Stamm sind Paul Hildesheimer und Gregor von Rezzori, jener mit „Paradies der falschen Vögel“ (Kurt Desch-Verlag, München/Wien), dieser mit „Maghrebinische Geschichten“ (Rowohlt). Ob Alfred Polgars „Standpunkte“ (Rowohlt) in diese Reihe gehören, war nicht eindeutig festzustellen; eindeutig steht nur fest, daß ihre Lektüre Vergnügen bereitet. Auf dem anspruchsvollen und dankbaren Gebiet der *Parodie* (das freilich nur dann dankbar ist, wenn man seinen Ansprüchen wirklich gerecht wird) gibt es einen auf jeden Fall begrüßenswerten neuen Versuch: „In flagranti“ von Armin Eichholz (Pohl-Verlag, München). Manche Stücke kommen an den unumstrittenen Meister des Genres heran, an Robert Neumann, dessen Parodien unter dem Titel „Mit fremden Federn“ gesammelt bei Desch vorliegen. Den Liebhabern zeichnerischen Humors bietet Rowohlt die Sammelbände des Amerikaners *Saul Steinberg* und des Franzosen *Jean Effel*, der Sanssouci-Verlag (Zürich) ein von Wolfgang Hildesheimer textiertes Bändchen des Österreichers *Paul Flora*.

Mit dem Hinweis auf zwei Lyrikbände: „Ich schreibe mein Herz in den Staub der Straße“ von George Forestier (Diederichs) und „Lehm und Gestalt“ von Gerhard Fritsch (Donau) und auf zwei Gesamtausgaben: Frank Wedekinds „Prosa, Dramen, Verse“ (Verlag Langen/Müller, München) und Frederigo Garcia Lorcas „Dramatische Dichtungen“ (Inselverlag, Wiesbaden) vollzieht sich der Übergang von der Schönen Literatur zur

LITERATURGESCHICHTE UND LITERATURKRITIK

— ein Gebiet, das wohl nur der literarisch besonders Interessierte aufsuchen wird; aber die reichen Früchte gerade des heurigen Jahres machen einen solchen Besuch so lohnend wie schon lange nicht. Neben Neuausgaben früher erschienener Werke — wie etwa „Die Sprache“ von Karl Kraus (Kösel-Verlag, München) oder die „Kafka-Biographie“ Max Brods (S. Fischer) — liegt eine erstaunlich große Anzahl wesentlicher Neuerscheinungen vor. Erich Heller vereinigt unter dem Titel „Enterbter Geist“ (Suhrkamp-Verlag, Frankfurt) Essays über Goethe, Burckhardt, Nietzsche, Rilke, Thomas Mann, Franz Kafka und Karl Kraus von einem sehr präzisen Standpunkt aus, der in jedem Fall zu ernsthaftester Auseinandersetzung nötigt. Oskar Jancke legt bei Piper & Co., München, „Kunst und Reichtum deutscher Prosa“ vor, in einer höchst verantwortlichen, von Lessing bis Thomas Mann reichenden Auswahl, die er mit kritischen Essays begleitet. Desgleichen in essayistischer Form umreißen unter der Redaktion von Hermann Friedmann und Otto Mann 23 Autoren die „Deutsche Literatur im XX. Jahrhundert“ (Wolfgang Rothe-Verlag, Heidelberg), wobei sich aus Einzeldarstellungen markanter Dichterpersönlich-

keiten und aus zusammenfassenden Betrachtungen („Der Expressionismus“, „Wandlung des Epischen“, „Dramatische Stile“, „Was ist Kitsch?“) das lebendigste geistige Bild ergibt, das jemals unter der trockenen Bezeichnung „Literaturgeschichte“ entworfen wurde. Auch Egon Holthusens „Ja und Nein“ (Piper), Curt Hohoffs „Geist und Ursprung“ (Ehrenwirth-Verlag, München) und Bernt v. Heiselers „Ahnung und Aussage“ (Bertelsmann-Verlag, Gütersloh) haben sich durchaus im Lebendigen und sogar Kämpferischen postiert. Es ist, im ganzen, eine bemerkenswerte und erfreuliche Kursänderung vom wolkgig Abstrakten weg, das man im deutschen Geistesleben einstmals unweigerlich beibringen mußte, um ernst genommen zu werden.

Wer über die Literatur hinaus zu

PHILOSOPHIE, RELIGION, WISSENSCHAFT

vorstoßen will, wird dieses konkrete Stellungsbedürfnis vielfach auch dort antreffen, besonders eindrucksvoll in dem Sammelband „Deutscher Geist zwischen gestern und morgen“, herausgegeben von Joachim Moras, Hans Paeschke und Wolfgang v. Einsiedel in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart. Hier wird in Unterabteilungen wie „Wandlungen der gesellschaftlichen Struktur“, „Organe des öffentlichen Geistes“ oder „Die Wissenschaften“ tatsächlich eine „Bilanz der kulturellen Entwicklung seit 1945“ gezogen und zugänglich gemacht. Eine „Einführung in die Philosophie“ gibt es von Karl Jaspers bei Piper und von W. B. Sinclair bei Kohlhammer, Stuttgart. Auch die Titel der andern in diesem Zusammenhang zu nennenden Werke haben, wie diese Werke selbst, den Vorzug der Faßlichkeit und des Bescheidengebens. Wir nennen Klemens Brockmöller: „Christentum am Morgen des Atomzeitalters“ (Knecht-Verlag, Frankfurt), Leo Gabriel: „Von Brahma zur Existenz“ (Herold), Hendrik de Man: „Vermassung und Kulturverfall“ (Franke-Verlag, Leverkusen), Wilhelm Reich: „Massenpsychologie des Faschismus“ (Orgone Institute Press, New York) und Sigmund Freud: „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“ (S. Fischer-Bücherei). Und wer sich für

POLITIK UND GESCHICHTE

interessiert und sein Interesse zunächst auf österreichischer Basis zu befriedigen wünscht, wird — ähnlich wie der Literaturgeschichtsbeflissene — eher über ein Zuviel an Auswahl zu klagen haben. „Das politische Tagebuch von Joseph Redlich“ (Böhlau-Verlag, Graz/ Köln), das auf sehr persönliche und dennoch distanziertere Art über die letzten Phasen der Monarchie unterrichtet, wird ihm ebensoviel geben wie Heinrich Benedikts „Geschichte der Republik Österreich“ (Verlag für Geschichte und Politik, Köln). In ähnlicher Weise ergänzen einander „Viktor Adlers Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky“ (Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, Wien) und Joseph Buttingers „Am Beispiel Österreich“ (Kiepenheuer & Witsch). In jeden gegenwärtigen Zusammenhang gehört Janko Musulins „Degen und Waage“ (Verlag für Geschichte und Politik, Köln), und in jeden historischen ein sonderbarerweise in Stuttgart (Steingrüben-Verlag) erschienen Buch, das Carl Rothe unter dem gleichfalls sonderbaren Titel „Ein Herz bleibt standhaft“ herausgegeben hat; es handelt sich aber um die Briefe der Kaiserin Maria Theresia und es ist ein sehr menschliches und mütterliches Buch.

Dem Streben nach umfassender Sachlichkeit, wie es George F. Kennans „Amerikas Außenpolitik von 1900 bis 1950 und ihre Stellung zur Sowjetmacht“ (Europa-Verlag) und Alexander Rüstows „Ortsbestimmung der Gegenwart“ (Rentsch-Verlag, Zürich) auszeichnet, steht einerseits die sozusagen freiwillig gebundene Marschordre gegenüber,

der Reinhold Schneiders „Dokumente des Widerstandes“ (Christoph Kaiser-Verlag, München) und Albert Mirgellers „Geschichte Europas“ (Herder-Verlag, Freiburg) folgen, andererseits die absichtlich herausfordernde Kampfhaltung Leopold Schwarzschilds in seiner Karl-Marx-Monographie „Der rote Preuße“, aus der wir in unserem Novemberheft ein Kapitel abgedruckt haben (das Buch ist übrigens nicht, wie irrtümlich angegeben, bei Kiepenheuer & Witsch erschienen, sondern bei Scherz & Goverts, Stuttgart). Ebenso aggressiv wie Schwarzschild mit dem Vater des Marxismus, aber nicht immer überzeugend, verfährt Winfried Martini in „Das Ende aller Sicherheiten“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) mit der Demokratie. Czeslaw Milosz' „Verführtes Denken“ und Joseph Scholmers „Die Toten kehren zurück“ (beide bei Kiepenheuer) bedürfen keiner polemischen Aggressivität: Milosz berichtet über die psychische, Scholmer über die physische Diktatur des totalitären Staates.

Zum unverfänglichen und unrisikanten Abschluß haben wir noch ein paar Buchtitel auf harmlosen Gebieten namhaft gemacht, so etwa auf dem Gebiet der Schönen Künste Ernst Gombrichs „Geschichte der Kunst“ (Phaidon-Verlag, Köln), Will Grohmanns „Die Kunst zwischen den beiden Kriegen“ (Suhrkamp) und Werner Haftmanns „Die Malerei im XX. Jahrhundert“ (Prestel-Verlag, München); auf musikalischem Gebiet Max Grafts „Geschichte und Geist der modernen Musik“ (Habel-Verlag, Regensburg) und Erich Herzfelds „Musica nova“ (Ullstein-Verlag, Wien); und vom Thema her gehört auch noch Herta Paulis bei Zsolnay erschienene Geschichte von „Stille Nacht“ hierher: „Ein Lied fällt vom Himmel“. Es ist eines jener Kinderbücher, die mit den Spielzeug-eisenbahnen die unerwartete Eigenschaft teilen, daß sie den Erwachsenen mehr Spaß machen als den Kindern, denen sie angeblich zugedacht sind.

WERTVOLLE WEIHNACHTSGABEN

durch die
KLASSIKER-AUSGABEN
der
**WISSENSCHAFTLICHEN
BUCHGEMEINSCHAFT**

Zur Zeit stehen im Programm:

Adalbert Stifter, Gesammelte Werke, neu auf Grund der Handschriften herausgegeben von Dr. Max Steff, 8 Bände, davon 2 Doppelbände (davon 5 bereits erschienen). — Hölderlin, Sämtliche Werke, herausgegeben von Prof. Friedrich Beissner, 6 Bände, Kleine Stuttgarter Ausgabe (davon 3 Bände bereits erschienen). — Schiller, Ausgewählte Werke, 6 Bände, herausgegeben von E. Müller (erschieden bereits 3 Bände, bis Weihnachten vollständig). Eichendorff, Gesammelte Werke in 2 Dünndruckbänden (bereits erschienen). Novalis, Werke, herausgegeben von Prof. Paul Kluckhohn, 4 Bände.

Erbiten Sie die Vorzugspreise

Für Mitglieder
durch kostenlose Anforderung
des Jahreskataloges 1954

**WISSENSCHAFTLICHE
BUCHGEMEINSCHAFT e.V.**

Darmstadt 77, Schöfferstraße 15

Drei österreichische Gedichte

(AUS DEM MANUSKRIFT UND MIT ANMERKUNGEN VERSEHEN)

Marengo

« Allez dire au Premier Consul que je meurs avec regret de n'avoir assez fait pour vivre dans la mémoire de la postérité! »*

DESAIX

Ruhm denn, und Lorbeergewinde, noch eh es begonnen! Gependet von Hannibals Geist, von Caesars, von Alexanders. Denn wer beugte es jetzt schon, das Schicksal! Melas nicht, sind auch die Garden zermalmt, der blutige Riß des Fontanone genommen, Marengo und San Giuliano. Um fünf Uhr Desaix. Links von ihm die Reste von Chambarlhac, zur Rechten Lannes, dann Saint-Cyr. Auf die drei Bataillone von Wallis fallen die fliehenden Reiter-türme von Liechtenstein zurück, auf Pilatis Brigade, auf des tödlich verwundeten Hadik Geschwader, Kellermann. Die Kürassiere. Wie nimmt das Gefecht sie tief in den Busen! Über der ungeheueren Flucht, den sinkenden Fahnen des Reichs, die Trikoloren. Wer war es? Nur er. Nur Valmy. Aber vergeblich, Bürgerkronen heischend und Schmuck für die Rosse, ruft die Geschichte den großen Namen über das Schlachtfeld. Denn klüger ist es, die Toten unsterblich werden zu lassen, als einen Sieger, der lebt.

Schon war die Schlacht von Marengo von den Österreichern, die unter dem General Melas kämpften, gewonnen, als Desaix von Bonaparte die Erlaubnis erbat, nochmals in die Schlacht einzugreifen; und in der Tat versuchte er, wenngleich er tödlich verwundet wurde, den Sieg für die Franzosen zu retten. Seine letzten Worte waren die Botschaft an den Ersten Consul, die als Motto über dem Gedichte steht.

Aspern

Dem Glanze der Sonne,
die aus schwarzen Gewittern bricht,
halten allein
die Blicke der Adler stand.
Ihr Blitze der Schlacht,
Überwinder des Unüberwindlichen!
Donnergewölke
rollen widereinander. Schlagt zu,
ihr Korporale! Wo eben noch
eure Stöcke die Schultern
der Krieger trafen,
trifft Charons Ruder
die jungen Toten. Scharen Gefallener
treibt er zum Flusse. Gespenstisch
leuchten die weißen Röcke
im Aschenregen.

Einzelne kommt ihr
und waffenlos,
ihr Erschlagen! die Klüfte
der Erde herab,
irrt an den Ufern umher
und befragt euch
untereinander,

* „Geht und sagt dem Ersten Consul: Ich sterbe mit dem Bedauern, daß ich nicht genug getan habe, um im Gedächtnis der Nachwelt zu leben!“

wo die Geschwader sich sammeln,
wo die Kohorten
wieder zusammentreten,
Auersperg, Kaunitz,
Rainer, Benjowski, Savoyen,
Serbelloni
und Windischgrätz.

Flüsterndem Schilf gleich
tönen die Stimmen,
und die Sporen
läuten wie Grillen.
Schrillen sie?
Schrillen sie nicht?
Ratlos stehen
die Feldherrn zusammen.

Was

für eine Waldschlucht
dickichten Lorbeerlaubs
war es, in die man
kämpfend geraten?
Tänaros, Tänaros!
Was war die Tageszeit?
War es schon Nachmittag?
Ach, es ist Ewigkeit!
Ist dies der Ister?
Ist es der Rhodanus?
Ach, dieses Weinen kann
nur der Kokytos sein!
Ist dies der Tod?
Ist es Unsterblichkeit?

Die Verszeile „Überwinder des Unüberwindlichen“ ist ein Zitat aus dem Kleistschen Gedichte an den Erzherzog Karl.

Es wird vorausgesetzt, daß der Moment des Sterbens von den Sterbenden selbst nicht als solcher wahrgenommen wird; so daß sich die von den Korporalen mit Stöcken in die Schlacht getriebene Infanterie ohne Übergang von Charon mit dem Ruder in die Fähr über den Kokytos getrieben glaubt. Diese Ungewißheit dauert an und führt zu den fortwährenden Fragen: Lebt man noch? Ist man schon gefallen? Ist dies die Donau? Ist's die Rhône? Oder sind's schon die Flüsse der Unterwelt?

Radetzky

Laß mich die Siege nicht zählen,
die du erfochten hast,
größter unserer Feldherrn! Denn
was ist ein Sieg? Wie bald
vergessen! Mühsam sammelt
die Lippe des Schülers
die großen Taten nach. Was ein Volk nicht vergißt,
ist, einzig, erlittene Schmach. Wie menschlich
mußt du gewesen sein,
um nicht mit deinen Siegen
vergessen zu werden!

Einer gewissen Erläuterung bedarf der Satz: „Was ein Volk nicht vergißt, ist, einzig, erlittene Schmach“. Das klingt fast nationalsozialistisch. Doch bezieht es sich nicht nur auf das deutsche, sondern auch auf das österreichische und überhaupt auf jedes Volk, das sich mit wie immer gearteten Erniedrigungen auseinanderzusetzen hat, die seine Besieger ihm antun; ja es wäre in diesem Zusammenhang sogar daran zu erinnern, daß die amerikanischen Südstaaten bis heute nicht vergessen haben, was ihnen von den siegenden Nordstaaten angetan wurde.

AUF DEM SPIELPLAN

Im abgelaufenen Monat (November 1954) haben die Wiener Sprechbühnen insgesamt 20 Stücke gespielt, und zwar das Burgtheater 8, das Akademietheater 5, das Theater in der Josefstadt 3, die Kammerspiele 2 und das Volkstheater 2. Es fanden insgesamt 4 Premieren statt (gegen 6 im Vormonat), die in der nachfolgenden Übersicht durch fetten Druck hervorgehoben sind. Die erste der hinter jedem Titel eingeklammerten Ziffern bezeichnet die Anzahl der Aufführungen im abgelaufenen Monat, die zweite bezeichnet die Gesamtzahl der Aufführungen seit Saisonbeginn.

BURGTHEATER

Raimund: Der Bauer als Millionär (15 — 36)
Zusanek: Jean von der Tonne (6 — 6)
Goethe: Götz von Berlichingen (2 — 4)
Hofmannsthal: Jedermann (2 — 4)
Hauptmann: Vor Sonnenuntergang (2 — 2)
Rostand: Cyrano von Bergerac (1 — 4)
Schiller: Die Jungfrau von Orléans (1 — 4)
Schiller: Wallenstein (1 — 1)

AKADEMIETHEATER

Bahr: Die Kinder (15 — 39)
Schnitzler: Liebelei/Komtesse Mitzi (10 — 38)
Anouilh: Die Lerche (7 — 7)
Dürrenmatt: Ein Engel kommt nach Babylon (1 — 7)

THEATER IN DER JOSEFSTADT

Scribe: Das Glas Wasser (22 — 24)
Götz: Hokuspokus (15 — 27)
Wouk: Meuterei auf der Caine (4 — 4)
 Gastspiel der Comédie Française (4)

KAMMERSPIELE

Taylor: Sabrina (24 — 24)
Roussin: Eine unmögliche Frau (10 — 33)

VOLKSTHEATER

Sartre: Die schmutzigen Hände (19 — 34)
Hauptmann: Rose Bernd (19 — 20)

Wiener Theater-Kalender

Vor 100 Jahren (Dezember 1854)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärntnerthore

ROBERT UND BERTRAND. Komisches Ballett in 3 Acten und 5 Tableaux von Hogue. Bearbeitet und in Scene gesetzt von P. Taglione.

K. K. priv. Theater an der Wien

THERESE KRONES. Genrebild mit Tanz und Gesang in 3 Acten von Karl Haffner. Musik von Capellmeister Adolf Müller.

Vor 50 Jahren (Dezember 1904)

Theater in der Josefstadt

HELDEN. Komödie in drei Acten von Bernard Shaw (mit Jarno, Maran, Wagner).

Kaiserjubiläums-Stadttheater

DIE KAMELIENDAME. Dramatisches Gemälde in 5 Aufzügen von A. Dumas Sohn (mit Adele Sandrock und Richard Romanovsky).

Vor 25 Jahren (Dezember 1929)

Burgtheater

SPUK von Gerhart Hauptmann (mit Kallina, Pünkösdy, Senders, Wohlgemuth; Aslan, Hartmann, Heine, Hennings, Reimers, Marr, Tressler).

Theater in der Josefstadt

SOEBEN ERSCHIENEN. Komödie in 4 Acten von Edouard Bourdet (mit Darvas, Delius, Neugebauer, Hugo und Hans Thimig, Waldau).

Deutsches Volkstheater

IM SPIEL DER SOMMERLÜFTE in 3 Aufzügen von Arthur Schnitzler (mit Terwin, Ullrich, Homma, Moissi, Olden).

THEATER

KRITISCHE RÜCKSCHAU

IN „JEAN VON DER TONNE“, der am Burgtheater uraufgeführten Tragikomödie von Harald Zusanek, gibt es im ersten Teil eine Szene zwischen Couthon und Brissac, zwei alten Kampfgefährten der französischen Revolution, der sie einstmalig gemeinsam zum Sieg verholfen haben und deren Sinn sie jetzt mit keineswegs gemeinsamen Mitteln verwalten: Couthon auf Grund der leidenschaftslosen, beinahe zynischen Berechnung, daß man die Freiheit nur erkaufen kann, indem man sie tötet, daß es sie also nicht gibt, nie gegeben hat, nie geben wird; und Brissac auf Grund eines leidenschaftlichen Bekenntnisses zum Leben, das mit dem Freiheitsideal unverbrüchlich verbunden bleibt und gar nicht anders kann, als aus jedem Grab von neuem auferstehen. Die Szene ist hervorragend angelegt und geführt, gleich spannend vom Gedanklichen wie vom Dramatischen her, und kommt im richtigen Augenblick nach der richtigen Exposition. Offenkundig hatte der Autor um diese Zeit das Manuskript-Heft noch fest in der Hand und sah noch ganz genau, wohin er steuern wollte. Im Sturm der Begebnisse kam ihm die Sicht dann immer mehr abhanden, und das ist schade, denn es gehört schon ein höchst anerkennenswerter Mut dazu, sich solchem Sturm überhaupt auszusetzen. Anfangs sieht es auch ganz nach einem straffen Zusammenstoß fundamentaler Probleme aus, wobei die theoretische Lebensbejahung Brissacs in Jean von der Tonne, dem wein- und weiberfreundlich verummten Aristokraten, ihre füllige Verkörperung zu finden scheint, mit dem Mädchen Jeanne als äußerster Nutzenanwendung und dem hoffnungslos vereinsamenden Couthon als äußerster Antithese. Aber die Straffheit zerdehnt sich und die Problematik zerflattert. Immer neue Gestalten schieben sich zwischen Anlauf und Ziel, und gerade weil es gut gesehene und gut gezeichnete Gestalten sind, lenken sie ab, nicht hin. Immer neue Probleme tauchen auf, gültige und fundamentale Probleme nach wie vor, aber sie stoßen nicht zusammen. Und wenn zum Schluß die Zimmersuche, welche am Anfang war, ihr für Jean und Jeanne so tragisch verspätetes Happy-End findet, muß man sich erst wieder besinnen, was sie ursprünglich bedeuten wollte. — „Das Leben steckt in dem Rest, der dir bleibt!“ hat Brissac in jener großen Szene dem Schicksalsmathematiker Couthon zugerufen. „Leben ist dort, wo es nicht stimmt!“ Harald Zusaneks neues Stück ist voller Leben.

Die Regie Josef Gielens ließ den Dehnungstendenzen der vielen Bilder und den Temperamenten der vielen Darsteller annähernd gleiche Freiheit, jenes zum Nachteil des Stücks, dieses zum Vorteil der Aufführung. Ewald Balser, kürzlich noch Bettler in Babylon, legte den weiten Weg von dort nach Paris ohne erkennbare Strapazen zurück; seine menschliche Wärme und seine gelassene Heiterkeit hatten keinen Schaden genommen und verbreiteten Freude ringsum. Leichtfüßige Partnerin seiner Behäbigkeit: Susi Nicoletti, lebenslustig und, wo sich's ziemt, auch herzens- traurig, eine aus „Liebelei“ und „Bohème“ kombinierte Schlager-Mimi. In unzugänglicher Würde von ihr abgehoben: Liselotte Schreiners Duchesse de Noailles, Zentralfigur ihres eigenen Dramas, wie Herbert Herbes Bischof Gregoire Zentralfigur des seinen war. Fred Hennings als Couthon und Fred Liewehr als Brissac trugen den politischen Konflikt miteinander aus, trugen also gleichfalls einen wesentlichen Teil des Stücks, in den auch Ulrich Bettac, Lona Dubois und Felix Steinböck markant einzugreifen hatten. Und hält man sich vor Augen, daß selbst für kleinere und kleinste Rollen noch Kräfte wie Heinz Moog, Hans Thimig, Michael Janisch und Klein Auer aufgewandt waren, dann wird man erst so recht ermessen, was da alles gespielt wurde.

Es war, in jedem Fall, ein dankenswerter Aufwand. Mehr als die Uraufführung eines jungen österreichischen Autors kann man schließlich vom Burgtheater nicht verlangen, und mehr, als daß er burgtheaterreife Stücke schreibt, kann man von einem jungen österreichischen Autor nicht erwarten. Erwarten wir das also von Harald Zusaneks nächstem Stück. Daß er die Begabung dazu besitzt, steht außer Zweifel.

*

WENN DER VORHANG ZU ANOUILHS „LERCHE“ AUFGEHET und die halbdunkle Bühne sich mit unklar kostümierten Gestalten füllt, aus deren zwanglos gedämpftem Plaudern nach einer Weile ganz deutlich der Frageruf: „Alles da?“ hörbar wird, dann zweifelt niemand, daß nun wieder einmal ein Stück „Theater auf dem Theater“ anheben soll und daß zum Beispiel der schmucke englische Offizier im Vordergrund gar kein englischer Offizier ist, sondern Herr Trojan, der einen englischen Offizier spielt, oder vielleicht einen Schauspieler spielt, der einen englischen Offizier spielt und jetzt gleich erzählen wird, warum er das tut, was er dagegen hat, und warum er's trotzdem tut. Auf eine seltsam zwielichtige, erregende Art erweisen sich diese Befürchtungen zugleich als unzutreffend und begründet. Anouilh verschmäht es, die Geschichte der Jungfrau aus Lothringen in die Gewandung heutiger Problematik einzuweben (wie das etwa Maxwell Anderson getan hat), noch breitet er sie unter statischem Blickwinkel vor uns aus. Sondern er läßt sie mittels historischer Parallelverschiebung auf einer Projektionsebene erstehen, wo sie in ihrer ganzen gegenwärtigen Bedeutung sichtbar wird, ohne ihre zeitgenössischen Konturen im mindesten zu verändern. Der Prozeß, der da einem kleinen französischen Bauernmädchen gemacht wird, ist ein Prozeß auch im Sinn eines Vorgangs, ist sozusagen Geschichte in Aktion: kein Bilderbogen, sondern Verlebendigung, Ver-Handlung in der schönsten Doppeldeutigkeit des Wortes. So, und nur so, wird auch der nahezu kabarettistische Kunstgriff zulässig, durch den Anouilh sich den Schluß der Historie zurechtbiegt und uns nicht mit der Hinrichtung Jeanne entläßt, sondern mit der Krönung des Dauphin, die zugleich die Krönung ihrer eigenen Mission war. Was also bleibt, ist nicht der zeitgebundene Untergang, sondern der zeitlose Triumph, nicht la petite fille, sondern la grande nation — aus deren Erniedrigung die Lerche immer wieder ihren trillrenden Hochflug zum Himmel nehmen wird. (Man vergesse nicht, daß Frankreich gerade zu der Zeit, als dieses Stück entstand, verdammt wenig zu trillern hatte.

Die Aufführung im Akademietheater wurde unter Ernst Lothars Regie zum Höhepunkt der bisherigen Spielzeit und zum Höhepunkt der bisherigen Laufbahn Inge Konradis, die mit dieser Leistung alle Verheißungen erfüllt und übertroffen hat, zu denen ihre Heilige Johanna schon vor

vier Jahren Anlaß gab. Besonders im ersten Teil, in dem sie fast ohne Unterbrechung auf der Bühne steht (Johanna kommt und nimmer geht sie wieder), entfächert sie eine kaum glaubliche Vielfalt nuanciertester Gestaltungskunst, stürmisch noch dort, wo sie bremst, auf du und du mit Himmel und Erde, ein selbstsicherer Spielball, aus Gottes großer Hand unter die Menschen geworfen — und wahrlich, dem sind sie nicht gewachsen: weder der Dauphin, dessen exzessive Haltlosigkeit *Heinrich Schweiger* mit tückischer Glätte sinnfällig macht, noch der Inquisitor, für dessen exzessive Ziel- und Willensstarre *Albin Skoda* den unerbittlich richtigen Tonfall findet; weder die vergebliche Milde des Kardinals (*Raoul Aslan*), noch das vergebliche Toben des Anklägers (*Helmuth Krauß*); weder das rührend verständnislose Widerstreben des Elternpaars (*Dagny Servaes* und *Viktor Braun*), noch die rührend verständnislose Gefolgschaft La Hires (*Michael Janisch*), und am wenigsten der schnurrbartswirbelnde Haudegen Beaudricourt, aus dessen Niederlage *Hermann Thimig* ein kleines Meisterstück souveräner Dummlichkeit herausholt. Einzig die lautere Herzenswärme des Bruders Ladvenue (*Helmuth Janatsch*) kommt in kurzer Episode an den Reichtum der armen Seele heran. — Nebst *Gusti Wolf*, *Alfred Neugebauer* und dem Bühnenbild *Stefan Hlawas* rühmlichst zu nennen: *Rosa Albach-Retty* als sarkastisch abgeklärte Königin und *Alexander Trojan* als Graf Warwick, britischer Prozeß-Beobachter und Verbindungsoffizier zur Gegenwart.

*

DEN UNTERSCHIED zwischen einem Prozeß als Vorgang und einem Prozeß als Vorwand demonstriert die „*Meuterei auf der Caine*“, mit der das Josefstädter Theater nach längerer Verhandlungspause sich wieder in den Prozeß einer zeitnahen und ambitionierten Repertoirebildung einschaltet. Denn diese beiden Prädikate — „zeitnah“ und „ambitioniert“ — darf *Herman Wouks* dramatisierter Roman-Abschnitt durchaus für sich in Anspruch nehmen, und auch der „Vorwand“ ist nicht durchaus geringschätzig zu verstehen: er dient zwar zur Spannungsmache, aber er tut das keineswegs mit Talmiproblemen, wie reißerische Gerichtssaal-Stücke es sonst zu tun pflegen. Sogar die Lösung des Hauptproblems, die auf der Bühne recht abrupt und aufgepfropft wirkt, erscheint im Roman bewältigt. Aber die Kenntnis dieses Romans, die der Autor in Amerika weitgehend voraussetzen durfte, wird ihm hierzulande wohl nur in Ausnahmefällen zugute kommen — und aus ähnlichen Ursachen werden auch noch andre Voraussetzungen hinfällig, um als Mißverständnisse wieder aufzustehen. Hermann Wouk ist nämlich ein ernstzunehmender Mann, und sein Werk ist unter den literarischen Aussagen Amerikas zum Thema „Krieg“ eines der sehr wenigen, die sich nicht mit einer oberflächlich getarnten Reportage persönlicher Erlebnisse begnügen (wobei die dichterische Distanz einfach darin besteht, daß der Held von sich in der dritten Person spricht statt in der ersten). Der Taifun, in den er seine „Caine“ geraten läßt, will denn auch mehr bedeuten als bloß einen nautischen Betriebsunfall; es ist eine jener „extremen Situationen“, in der sich die echten moralischen Entscheidungen vollziehen und der Einzelne sich prinzipiell zu bewähren hat (prinzipiell aber bewährt sich weder der Kapitän noch sein meuternder Offizier). Weiters ist Leutnant Barney Greenwald, der jüdische Marineflieger und Ex-offo-Verteidiger, in Amerika keineswegs eine Ausnahmerscheinung und seine Problematik hängt keineswegs davon ab, daß er Jude ist; sie wird dadurch nur ins Extreme vorgetrieben, auch sie. Und wenn im Nachspiel jener Leutnant Keefer, der aus dem Vorfall bereits einen erfolgversprechenden Roman gemacht hat, als der wahre Schuldige gebrandmarkt wird, so plädiert Wouk nicht etwa für sturen Kadavergehorsam und gegen den „zersetzenden Intellekt“ (was ihm schon konstitutionell unmöglich wäre); sondern er feuert hier eine — dramaturgisch freilich mißglückte — Breitseite gegen jene hurtigen Erlebnis-Verarbeiter, die das Erlebnis, welches sie zum Bestseller verarbeiten wollen, notfalls sogar provozieren. — Dies war der Kurs der „Caine“, als sie in Amerika auslief. Daß sie ihn in fremden und zumal in deutschen Gewässern, fern von den heimatlichen Stützpunkten, nicht halten kann und auf Vordergrund aufläuft, ist unvermeidlich.

Ebenso unvermeidlich muß das Mißverständnis wachsen, je besser die Aufführung ist, die es unterstützt. Und das Theater in der Josefstadt bereitet dem Stück eine sehr gute Aufführung. Vor allem *Leopold Rudolf* als der Anwalt, der (eigener Aussage zufolge) seinen Klienten „lieber anklagen als verteidigen“ möchte, erreicht mit vorbildlich dezenten Mitteln eine Leistung von höchster Intensität — nur daß man ihm eben den Widerwillen gegen seine advokatorischen Triumphe nicht anmerkt und daß jeder Szenenapplaus, der sie ihm rechtens lohnt, die Glaubhaftigkeit seiner abschließenden „Wandlung“ unterminiert. Aber das liegt nicht an ihm. Er ist großartig, und fast alle andern sind es auch: *Erik Frey*, der abgesetzte Kapitän, der sich aus pompöser Schein-Überlegenheit unversehens in jenen Nervenzustand hineinmanövrieren läßt, um dessentwillen er abgesetzt wurde; *Rolf Kutschera* als Ankläger und *Erich Nikowitz* als Vorsitzender, die beide gegen dieses Manöver nichts ausrichten können, auch wenn sie es durchschauen; *Karl Fochler* und *Guido Wieland* als Sachverständige, jener für Fragen der See, dieser für Fragen der Seele; *Helmuth Lohner* als hilflos gutwilliger Kamerad; und, in befreiend komischen Chargen, *Otto Schenk* als nervöser Psychiater und *Franz Messner* als Signal-Matrose, dem noch kein Licht aufgegangen ist. *Erwin Strahl* macht den angeklagten Meuterer gerade sympathisch genug, daß man ihm den Freispruch gönnt, und *Christian Moeller* als dem eigentlichen Verführer gönnt man den Inhalt des Whiskyglases, der ihm zum Schluß ins arrogante Antlitz klatscht. Die Regie *Werner Kraus* war mit Erfolg auf Spannung und Atmosphäre bedacht und brachte die Fairness amerikanischer Gerichtsverfahren zu erregender Geltung.

*

EINE KLEINE WINDBÄCKEREI aus der großen Garküche der Broadway-Lustspielproduktion servieren die Kammerspiele, und was uns dieses „*Sabrina*“ betitelt Märlein von der Chauffeurstochter, welche den Sohn des Hauses heiratet, einigermaßen schmackhaft macht, liegt ganz gewiß nicht an der Qualität des Servierts, sondern an der Perfektion, mit der es serviert wird. Zumal wenn *Hannelore Schroth* die quicklebende Anmut ihrer Erscheinung und die präzise Modulation ihrer Tonfälle gegen die unvergleichliche Gelassenheit der *Adrienne Gefner* oder gegen *Anton Edthofers* schrullige Bonhomie einsetzen kann, ergänzen sich Pikanterie und Delikatesse zu so vergnüglicher Kammerspiel-Wirkung, daß man für kurze Weile einem älteren Bus-Fekete beizuwohnen glaubt. Doch wird man immer wieder rechtzeitig daran gemahnt, daß es ein junger (wenngleich kein neuer) Amerikaner ist; den Namen Samuel Taylor wird man sich bis auf weiteres nicht merken müssen.

Tbg.

ZWEI KULISSEN-PROBLEME

DIE VOLKSOPER

kommt, wie es scheint, aus den Sorgen nicht heraus. Kaum hat sich die Frage nach ihrem Sein oder Nichtsein positiv entschieden — was nicht zuletzt dem Eintreten der Öffentlichkeit für die Erhaltung der Volksoper zu danken ist —, taucht nicht minder beunruhigend die Frage nach dem „Wie“ dieses Seins auf. All die verschiedenen Absichten und Pläne, die man offiziell und inoffiziell zu hören bekam, schienen darauf hinauszulaufen, als wollte man vom Kunstbetrieb zum Amüsierbetrieb übergehen, die Oper am Währingergürtel liquidieren und sie durch Operetten aller Arten und Grade, Musicals und sonstige leichtgeschürzte Späße ersetzen. Natürlich hätte das grundlegende Strukturveränderungen im künstlerischen Charakter des Hauses und im Personal erfordern; Orchester, Ballett, Solisten — alles hätte anders werden müssen. Ob besser im künstlerischen Sinn wie in bezug auf Tradition und Ruf der Musikstadt Wien — das eben war die große Frage, zu deren Beantwortung sich die Bundestheaterverwaltung erst der Meinung einer stattlichen Anzahl von Persönlichkeiten der Wiener Kulturwelt versichern wollte, die sie deshalb zu einer Enquête lud. Und siehe da: über alle persönlichen, politischen, künstlerischen Gegensätze und alle laufenden Kunst- und Kulturintrigen hinweg, bildete sich eine so fest geschlossene Front für den Kunst- und gegen den Amüsierbetrieb, daß die Anwälte des letzteren, mit dem Musikgewaltigen der Ravag an der Spitze, einfach hinweggefegt wurden. Das scheint uns erfreulich. Denn warum sollte die Volksoper nicht wie bisher die klassische Operette pflegen können und dazu eine ganz spezielle und eigene künstlerische Aufgabe erfüllen? Warum sollte die volkstümliche Spieloper, die komische Oper, aber auch zeitgenössische Werke, die man im neuen Haus auf dem Opernring weiterhin unter allerlei Vorwänden vernachlässigen wird — warum sollte das alles nicht am Währingergürtel zu lösen sein? Die großen, an den Wänden des Konferenzsaales ausgehängten Tafeln, auf denen Operntitel in langer Reihe verzeichnet standen, bewiesen nicht nur die Reichhaltigkeit der Opernliteratur an interessanten, selten oder nie gespielten Werken, sondern zerstreuten auch alle Besorgnisse, daß ein aus ihnen gefügtes Repertoire etwa dem großen Haus Konkurrenz machen würde. An Repertoireschwierigkeiten könnte also die Weiterführung der Volksoper als seriöses Kunstinstitut nicht scheitern. Scheitern könnte sie nur an mangelndem guten Willen, an mangelnder Bereitschaft der Staatsoper in der Staatsoper, mit der Staatsoper in der Volksoper vernünftig zusammenzuarbeiten. Leider hat der neue Chef des neuen Hauses bisher ein völliges Desinteressement in diesem Punkt bekundet. Obwohl er jede öffentliche Stellungnahme vermeidet, distanziert er sich von der Volksoperfrage so eindeutig, daß gar kein Zweifel bestehen kann, wie gleichgültig sie ihm ist. Nun sind aber beide Opernhäuser Institute desselben Staates und werden von den Geldern desselben Volkes unterhalten. Auch ihre Ziele sind die gleichen: Österreichs Kunst in der bestmöglichen und würdigsten Form zu dienen. Über diese sehr wesentlichen Gemeinsamkeiten kann sich kein noch so schätzenswerter Staatsoperndirektor mit autokratischem Achselzucken hinwegsetzen, ohne daß ihm die Öffentlichkeit, die sich geschlossen für den Weiterbestand der Volksoper als Kunstinstitut erklärt hat, die Notwendigkeit einer Revision seiner Haltung klarmacht.

KABALE OHNE LIEBE

hat sich um „Kabale und Liebe“ zwischen Salzburg und Wien abgespielt, als plötzlich das Burgtheater den unwiderstehlichen Drang verspürte, Schillers 150. Todestag im Jahre 1955 mit dem gleichen Stück zu feiern, das bereits im Sommer des heurigen Jahres auf das Programm der Salzburger Festspiele für 1955 gesetzt worden war (womit zugleich die Wiedereinsetzung des zu Unrecht entthronten Schauspielers angebahnt wurde). Es waren stattliche und staatliche Kräfte, die da in entgegen gesetzter Richtung am gleichen Strang zogen — und das Ergebnis ihrer Kraftprobe schwächt die österreichischen Festspiele. Denn auch Bregenz nimmt, wie alljährlich, eine Burgtheatervorstellung ins Programm, und da man auch in Bregenz mit Fug und Recht Schillers 150. Todestag feiern will, Schiller jedoch allem Anschein nach kein anderes brauchbares Stück geschrieben hat, muß „Kabale und Liebe“ in Wien, in Salzburg und in Bregenz erhalten. Was soll dieser blamable Unsinn? In Wien tut man unschuldig und erklärt, niemand habe gewußt, daß Salzburg bereits im Sommer . . . Nun, wer auch nur einmal in Salzburg war, der weiß, daß man von den Dienstmännern bei der Ankunft am Bahnhof erfahren kann, was das Festspiel-direktorium vor einer halben Stunde jeweils beschlossen hat. In Wahrheit wollte man den Salzburger zeigen, wer der Herr im Haus ist und wer die Hand auf der Butte, also auf der Wiener Künstlerschatzkammer hat, aus der ja alle Festspiele in Österreich gespeist werden. In Wahrheit wollte man wohl auch zeigen, daß dieser Herr, der den Salzburger gezeigt werden sollte, ein anderer ist als der frühere, der zwar nicht mehr in Wien, aber noch immer in Salzburg saß. Offenbar sollte er auch dort nicht länger sitzen dürfen und seinen Platz an den neuen Herrn abtreten. Und der Wink mit dem Zaunpfahl „Kabale und Liebe“ sollte den Salzburger die Schwierigkeiten andeuten, in die sie geraten können, wenn sie einem früheren Bundestheaterchef weiterhin ein Wirkungsfeld freihalten, aus dem man ihn in Wien auf eine nicht untypisch österreichische Weise verdrängt hatte. Denn was immer gegen diesen Mann einzuwenden ist, und das ist gar nicht so wenig — er war es doch wohl, der die Wiener Staatstheater und die Salzburger Festspiele mit sozusagen nackten Händen aus dem Schutt des Zusammenbruchs von 1945 gegraben und mit wenigen Helfern wieder auf die Höhe ihrer früheren Weltgeltung gebracht hat. Man inszenierte diesen vorsorglichen Kabalen-Wink, um herauszubekommen, ob eine hochmögliche Zusicherung für den Sektionschef Dr. Hilbert, er könne auch im Fall einer Versetzung nach Rom seinen Salzburger Posten beibehalten, ebenso wenig Bestand haben würde wie eine frühere, die den gleichen Mann vor der neustamentarischen Rachsucht des ihm vorgesetzten Unterrichtsministers hätte schützen sollen. Jetzt, da sich auf den Schreckschuß hin erwies, daß er auch durch diese neue Zusicherung nicht gedeckt war, konnte man der Kabale ohne Verzug den richtigen, dramatischen Schluß geben: mit dem Ruf „Rom und Verzicht auf Salzburg — oder vorzeitige Pensionierung!“ wurde ihm die scharf geladene Pistole direkt an die Brust gesetzt. Damit hatte man ihn statt nach Westen nach Süden abgedrängt, sogar außer Landes, und kann das Schlachtfeld der österreichischen Kunst und Kultur nunmehr allein behaupten. Der siegreiche Feldherr wird als Imperator triumphans in das Direktorium der Salzburger Festspiele einziehen und den so geräumten kurulischen Stuhl mit sich selbst besetzen. Die Kabale ohne Liebe hat ihren Zweck erreicht. Wie heißt's doch so treffend? „Legt's zu dem Übrigen!“

SARTRE IM THEATER DER COURAGE

Das „Theater der Courage“, dessen Name immer wieder zu sinnreichen, je nachdem positiven oder negativen Anspielungen erhalten muß, ganz so, als wäre er zufällig gewählt worden und nicht in programmatischer Absicht, oder als hätten nicht auch die andern fünf oder sechs Kellertheater Mut zu beweisen — das „Theater der Courage“ also ist nicht nur das älteste von ihnen allen, sondern es knüpft durch seine Leitung (*Stella Kadmon*) wie durch seine Lokalität (im früheren „Lieben Augustin“) als einziges an die Glanzzeit der Wiener Souterrain- und Kleinkunst an. Das, und nicht sein Name, legt ihm besondere Verpflichtung auf. Und man stellt mit besonderer Freude fest, daß es diese Verpflichtung — einer von ihm selbst mitgeschaffenen Tradition gerecht zu werden — im Augenblick besser erfüllt als seit langem und besser als die andern Kellerbühnen insgesamt. Die Funktion der kleinen Theater liegt ja nicht im unbedingt „Avantgardistischen“ (das oft genug nur einem gewalttätigen Talentmangel entspringt), sondern in der Ergänzung und Auffüllung des großen Theater-Lebens von der Peripherie her, in der Kontrapunktierung seiner Leitomotive.

Jean Paul Sartres „Räderwerk“, erheblich früher entstanden als „Die schmutzigen Hände“, weist in seinem ganzen, ursprünglich für den Film gedachten Konzept nicht nur auf jene „Hände“ hin, sondern über sie hinaus, so daß es streckenweise wie eine vorweggenommene Fortsetzung wirkt: Höderer ist unter dem Namen Aguerra an die Macht gekommen, hat sich des jungen Idealisten Hugo, der hier Lucien heißt, rechtzeitig entledigt (statt sich von ihm erschießen zu lassen), kann aber sein Programm nicht verwirklichen und wird vom gegnerischen Fraktionsführer beiseite geschafft — der seinerseits die Enteignung und Verstaatlichung der unter ausländischer Kontrolle stehenden Petroleumindustrie so wenig durchsetzen wird wie sein Vorgänger und sich die Hände genau so vergebens beschmutzt haben wird, ehe auch er dran glauben muß. Die Wendung von den „schmutzigen Händen“ kommt wörtlich vor und müßte eigentlich noch in einem dritten Stück vorkommen; allerdings dürfte Sartre (oder sein Held) dann

nicht bloß nach Petroleum bohren, sondern nach den tieferen Gründen, die ihn in diese Situation gebracht haben, nach dem entscheidenden Mißgriff, den er in seiner Vergangenheit getan und bei dem er sich die Hände erstmals beschmutzt hat. Wofür er ehrlich bohrt, wird er diesen Mißgriff in seinem ersten Händedruck mit den Kommunisten entdecken. Wo nicht, wird er die Schmutzigen Hände nie wieder loswerden, auch wenn er ihnen eigens bis nach Wien nachreist, um sich von ihnen zu distanzieren . . .

Das personenreiche Stück stellt mit seinen ständig wechselnden Schauplätzen sehr komplizierte Anforderungen an ein kleines Theater. Der Regisseur *Edwin Zbonek*, vom Bühnenbild *Helmut Wagners* unterstützt, bewältigt sie mit erstaunlicher Sicherheit, ersetzt durch einfallsreiche Lichteffekte manchen Umbau, weiß durch das Dunkel, in dem er Dialoge anheben oder verfließen läßt, die schwierigsten Übergänge zu glätten, und bringt auf diese Weise ein Tempo zustande, dem selbst hochmögliche Drehbühnen etwas abgucken könnten. Zum wohlthätigen Unterschied von den Halb- und Unfertigkeiten, die sich in den Wiener Kellerbühnen (einschließlich der „Courage“) bisweilen entfalten, erreicht auch die Darstellung repräsentables Format: *Eva Zilcher* vor allem, die über die kostbare Fähigkeit verfügt, Gefühl mit intellektuellen Mitteln glaubhaft zu machen und intellektuelle Konflikte vom Gefühl her aufzulockern (ohne sie indessen zu sentimentalisieren); *Steffi Freund*, deren resolute Gehässigkeit nebst etlichen Hatheyer-Tönen auch durchaus originelle findet; und *Curt Eilers*, der seinem Scheitern als Diktator zu spät die eigene Menschenwürde entgegengesetzt. *Norbert Kammil*, dem das Scheitern erst noch bevorsteht, *Walter Langer* als bedrohlich unterwürfiger Kammerdiener und *Kurt Radlecker* als zappig auftretender Advokat steuern die schärferen Profile des bemerkenswert ausgewogenen Ensembles bei. Ein wichtiger und sinnvoller Abend, an den man sich noch lange mit Respekt erinnern wird. Man möchte nur hoffen, daß es keine einsame Erinnerung bleibt.

Tbg.



Zeichnung: Schoenfeld

„PAPA! PAPA!“

WIELAND SCHMIED
CINEMASCOPE

oder

MAN SIEHT DEN FILM VOR LAUTER BILDERN NICHT

Wir saßen im Kino und sahen einen Schwarzweißfilm. Und wir merkten nicht, daß uns die Farben fehlten. Nach zwei, drei Minuten hatten wir uns an das Fehlen der Farben gewöhnt, und die Bilder von der Leinwand konnten uns überzeugen. Es war ein Tonfilm, und wir merkten nicht, daß er nur eine einzige Tonquelle hatte, daß nur in der Mitte hinter der Leinwand ein Lautsprecher war, aus dem alle Stimmen, alle Geräusche kamen. Es fiel uns nicht auf. Unsere Sinnesorgane formten aus den Eindrücken, die sie erhielten, eine ganze Welt.

Wir sahen einen Farbfilm und wir merkten nicht, daß ihm die Tiefenschärfe fehlte. Gewiß, die Farben störten uns oft, sie blendeten, es waren nicht die „richtigen“ Farben, sie waren grell und taten dem Auge weh. Aber im Lauf der Jahre wurde das Technicolorsystem, das zumindest im Westen immer noch das gebräuchlichste ist, getestet, und die Farben wurden natürlicher. Und wir gewöhnten uns an die Farbfilme.

Mit dem Stummfilm allerdings war es eine andere Sache. Daß ihm der Ton fehlte, haben wir nie vergessen können. Aber er hat uns dafür zu entschädigen gewußt, indem er uns manchmal Kunst gab; indem er vollkommen war: im Bild. Wenn wir Charlie Chaplin sahen, mußten wir uns nicht Ton oder Tiefenschärfe, Farbe oder sonstwas ergänzen, denn wir sahen *alles* im Bild.

Nun sehen wir Cinemascopefilme. — Und merken jetzt erst, wieviel wir früher im Kino geleistet haben. Wir haben Stimmen bestimmten Darstellern zugeordnet, obwohl Bild und Tonquelle vielleicht meterweit auseinanderlagen. Wir haben uns auf den Vordergrund konzentriert und die fehlende Tiefenschärfe war uns bedeutungslos. Ich weiß nicht, ob wir darüber froh sein sollen, daß wir nunmehr im Kino so wenig leisten müssen. Ist es beim Romanlesen nicht das Schönste, daß wir uns eigene Vorstellungen über die Personen des Buches und ihre Landschaften und Städte machen können?

Wir werden uns rasch an Cinemascope gewöhnen. Und ich fürchte, er wird uns so verwöhnen, daß wir einen Schwarzweißfilm mit einer einzigen Tonquelle ohne beweglichen Ton und ohne Lautsprecher auch hinter uns einmal gar nicht mehr werden ertragen können. Wir werden dessen überdrüssig werden, im Kino noch irgend etwas zu leisten. Vielleicht werden wir auch einmal nach „Feelies“ verlangen, wie sie Huxley voraussagt, nach Filmen, die unseren Tastsinn ansprechen, die wir fühlen können.

Man hat uns zum Cinemascopefilm ein Schlagwort gegeben: Durch Cinemascope wird eine bisher ungeahnte Teilnahme an der Wirklichkeit möglich. Aber diese sogenannte Teilnahme am Geschehen enthüllt sich uns bei näherer Betrachtung als eine Verdammung zu völliger Passivität. Der Zuschauer wird zwar in die Handlung mit einbezogen, aber nicht als Mitspieler, sondern als Opfer. Cinemascope ermöglicht nicht eine Teilnahme an der Wirklichkeit, sondern sie erweckt nur die Illusion der Teilnahme an der Wirklichkeit: wir haben den Überblick verloren. Wir sehen nicht mehr alles, was geschieht. Wir stehen dem Geschehen auf der Leinwand gänzlich verloren gegenüber, wir sind ihm ausgeliefert. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit der rechten Bildseite zuwenden, geschieht links etwas ganz Unvorhergesehenes. Wir spüren die Gefahr, die unserem Helden von dieser Seite droht, aber wir sehen sie nicht genau. Und sehen wir dann schnell nach links, entgeht uns, ob unser Freund inzwischen der drohenden Feinde gewahr wurde oder ob er ahnungslos ist wie zuvor. Wir beherrschen die Breitbildleinwand ebensowenig wie wir die Wirklichkeit beherrschen. Die Ablenkung ist vollkommen, Sammlung unmöglich.

Die Chance des alten Films lag darin, daß er Ausschnitte geben konnte. Kunst ist nur in der Beschränkung möglich, in der Beschränkung

auf das Wesentliche, das in dichter, in komprimierter Form erscheint. In der Wahl eines ganz bestimmten Ausschnittes lag ein schöpferisches Element des alten Films. Cinemascope aber kann wesensmäßig nur noch die äußere Wirklichkeit reproduzieren, kann also nicht mehr schöpferisch sein. Es kann in uns die Illusion entstehen lassen, daß es die ganze unübersehbare Wirklichkeit ist, die da geboten wird. Es stehen ihm viele technische Hilfsmittel zur Verfügung, die diese Illusion zu einer gelungenen Täuschung machen. Aber es wird doch immer nur eine Täuschung bleiben müssen. Denn wir stehen der Cinemascope-Wirklichkeit ganz anders gegenüber als der „wirklichen“ Wirklichkeit. Wir können im Kino nicht ordnend eingreifen, können uns aus den gezeigten Bildern keine Welt zusammensetzen. Wir können uns nicht von einem Anblick, der uns nicht zusagt, abwenden, und in die andere Richtung schauen. Wir können nicht links gehen, wenn die Kamera nach rechts wandert. Der Cinemascope-iese hält unseren Kopf fest und zwingt uns, dorthin zu schauen, wo er will, daß wir hinschauen.

Aber konnten wir denn im alten Normalfilm dorthin sehen, wohin wir sehen wollten? Sicherlich nicht. Aber solange uns eben eine Filmwelt und keine Wirklichkeitsillusion geboten wurde, verlangten wir gar nicht danach. Solange die Kamera uns nur überblickbare Ausschnitte vorsetzte, folgten wir ihr willig.

Dem Kino sind wir gewachsen, der Wirklichkeit nicht. Wir wissen: die Ängste und Schrecken, die uns in einem Film erwarten, sind nur für zwei Stunden. Wir suchen sie auf, weil wir ein gewisses Bedürfnis danach haben. Weil wir eine Gefährdung wollen, bei der wir uns in den Finger zwicken können: alles nicht wahr! Wenn uns im Augenblick auch meist die Reaktionsfähigkeit und die Distanz fehlen mögen, dies zu tun: vorher und nachher wissen wir, daß wir es tun könnten.

Es ist der große Vorteil von Cinemascope, sehr viel zur Klärung der Begriffe beizutragen. Wer vom Film Kunst verlangt, wird in Zukunft ins Art-Kino gehen müssen, wo er Schwarzweißfilme, vielleicht sogar mit der Schmalfilmkamera aufgenommen und ohne Ton, sehen wird. Und wer sich vom Film in fremde Länder entführen lassen will, also Lust auf die Illusion der Wirklichkeit hat, wird ins Cinemascopekino gehen. In Großreportagen und Dokumentarfilmen, insbesondere von geographischen und ethnologischen Fakten, liegen die eigentlichen Möglichkeiten des Cinemascopeaufnahmeverfahrens. Nur ein Narr könnte von Cinemascope — und da die ganze Entwicklung des Film zur Breitbildleinwand, also zu Cinemascope und Cinerama, tendiert, vom Film überhaupt — noch Kunst erwarten.

Die Fronten sind klar. Die Kunst in unserem Jahrhundert geht konsequent den Weg zu ihren Grundelementen zurück. Die Gedichte eines T. S. Eliot wie einer Marianne Moore zeigen dies ebenso klar wie die Bilder eines Kandinsky oder Mondrian. Immer mehr wird vom Leser oder Beschauer verlangt. Sein Empfindungsvermögen wird entwickelt, indem er gezwungen wird, mehr und mehr zu leisten. Er muß imstande sein, in seinem Bewußtsein das Kunstwerk, das Gedicht, das Bild zu schaffen; kann er das nicht, so nimmt er deren Qualitäten nicht wahr.

So gesehen erscheint uns Cinemascope nur als die natürliche Reaktion auf die Kunst unserer Zeit. Der überforderte Mensch steckt seinen Kopf in den Sand der Wirklichkeit. Weil er von allem nichts mehr sehen will, sieht er Cinemascope. Aber auch, wenn wir zu Cinemascope flüchten, entgehen wir dem nicht, wovor wir flüchten.

So sehen wir jetzt Cinemascope, wie wir früher Schwarzweißfilme und Farbfilme gesehen haben, und wissen nicht, was ihm fehlt. Ebenso wenig wie wir wissen, was uns fehlt. Haben wir also wieder etwas geleistet oder haben wir versagt?

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Die repräsentative kulturpolitische Monatsschrift
„Es ist gut, daß Deutschland diese kämpferische
Zeitschrift besitzt.“ (Neue Schweizer Rundschau)
Herausgegeben von DR. RUDOLF PECHEL

Aus dem Inhalt des Dezemberheftes:

RUDOLF HAGELSTANGE
Metamorphosen des Antisemitismus

GUSTAV RENÉ HOCKE
Burgundischer Gobelin

EUGEN KALKSCHMIDT
Über die Ähnlichkeit im Bilde

REGINALD H. PHELPS
Die Autoren des Eher-Verlages

HANS RUDOLF HILTY
Der Turm (Erzählung)

sowie aktuelle Berichte und
Kommentare und die ausführliche
Literarische Rundschau

*

Wir senden Ihnen gerne ein kostenloses Probeheft.

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU
BADEN-BADEN W 2

magnum

erscheint vierteljährlich zum Abonnement-
preis von S 15.— (DM 2.50) pro Heft

im Verlag

AUSTRIA INTERNATIONAL
Wien 1. Wallnerstraße 8

und Dr. K. Gassner Verlag, Frankfurt a. Main
Bornheimer Landstraße 55

Das Thema des neuen Heftes:

EINE MENSCHHEIT, DIE PHOTOGRAPHIERT

Magnum 4 bringt eine grundlegende Analyse
der modernen Photographie mit Original-
beiträgen von Richard Benz, Brassai, Jean
Cocteau, Robert Doisneau, Abel Gance,
Curt Hohoff, Hermann Kasack, Max Picard,
Sigismund v. Radecki, Man Ray, Franz Roh,
Peter Stadelmayer u. a.

SPITZENPHOTOS

aus Deutschland, England, Frankreich,
Italien, Österreich, Schweden und den USA,
Bildberichte von der X. Triennale in Mailand
und über die Wiener Schatzkammer

Hochaktuell

Die zweite Entdeckung Amerikas

F.L.Allen

Die große Wandlung



Evolution statt Revolution

Amalthea

Die USA von 1900 bis heute

236 S., Dreifarbenumschlag, Broschiert S 29.—
5. bis 10. Tausend. Aus dem Inhalt:

I. Die alte Ordnung — Ein neues Jahrhundert
beginnt — Die allzu Reichen — Es reicht
nicht zum Leben — Uneingeschränkter
Kapitalismus — Die Regierung steht abseits

II. Die Wandlung beginnt — Amerikas Ge-
wissen erwacht — Das Zeitalter des Auto-
mobils — Die große Wirtschaftskrise —
Weltmacht wider Willen — Licht fällt in
eine dunkle Welt — Schneller, schneller —
Mehr Menschen, längere Lebensdauer

III. Das neue Amerika — Der allamerikanische
Standard — Konzerne, wie sie heute sind
— Der Geist der Zeit — Wo stehen wir
heute?

„Die Bücher-Kommentare“, Stuttgart: In der
großen Wandlung der letzten 50 Jahre gingen
die wichtigsten Impulse von den Präsidenten-
schaften der beiden Roosevelts vor dem ersten
und vor dem zweiten Weltkriege aus. Diese
haben den amerikanischen Lebensstil, das
Sozialgefüge, aber auch die kulturelle Struktur
fast wie eine Revolution verändert. Nur trat
die Revolutionierung als solche nicht kraß in
Erscheinung, weil sie sich in dem allmählichen
Evolutionsprozeß eines halben Jahrhunderts
abspielte.

„Kontinente“, Wien: Amerika hat die un-
ausweichlichen Wandlungen auf allen Lebens-
gebieten in optimistischer Weise gemeistert:
im Rahmen seines demokratischen Systems und
im Bewußtsein seiner wertvollsten Tradition —
der Tradition der persönlichen
Freiheit.

In allen Buchhandlungen

Amalthea

DIE ZUKUNFT

Sozialistische Monatsschrift für
POLITIK · WIRTSCHAFT · KULTUR

Das

Dezemberheft
bringt unter anderem:

KARL CZERNETZ
Drei Wege zu Europa

JOSEF HINDELS
Sind die Angestellten eine eigene Klasse?

FRIEDRICH SCHEU
Das Bücherlesen und die Kultur

BENEDIKT KAUTSKY
Probleme des Marxismus

JACQUES HANNAK
Imperialismus in Kakanien

HANS FISCHL
Religionen und Kirchen in unserer Zeit

Über Neuerscheinungen auf dem Gebiet der
schönen und politischen Literatur unterrichtet
die ständige Rubrik

DAS LEBENDIGE BUCH

32 Seiten

2 Schilling

DIE NEUE RUNDSCHAU

65. Jahrgang 1954

HUGO VON HOFMANNSTHAL
Gedenkheft

HUGO VON HOFMANNSTHAL
Ad me ipsum

Briefe an R. A. Schröder, Arthur Schnitzler,
S. Fischer

Arabella
(Urfassung des ersten Aktes)

Prima Ballerina

Xenodoxus in Paris

Über den Dichter

Carl J. Burckhardt, Rudolf Kassner,
Ernst Robert Curtius, Rudolf Borchardt,
Olga Schnitzler, Richard Alewyn,
Reinhold Schneider, Herbert Steiner,
Edgar Hederer, Willi Schuh.

Heft 3/4, 1954. Über 270 Seiten. DM 7.—

S. FISCHER VERLAG

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1954

(Die erste, fettgedruckte Ziffer bezeichnet die Nummer des Heftes)

POLITIK UND ZEITGESCHEHEN

<i>Friedrich Abendroth</i> : Die Revolution der Gehemmtten	7—8/10
Adenauers Reichsidee	10/4
Der Wunschtraum von der Dritten Kraft	11/11
<i>Karl Bednarik</i> : Es geht um den Einzelnen	3/12
<i>Immanuel Birnbaum</i> : Adenauers Politik	10/6
<i>François Bondy</i> : Mendès-France und der „Mendèsismus“	11/12
<i>Daniel J. Boorstin</i> : Amerika oder Das Unbehagen in der Demokratie	9/6
<i>Hans Buchheim</i> : Kein Anlaß zur Besorgnis	4/11
<i>Frank Chodorov</i> : Gerüstet — aber wozu bereit?	12/13
<i>Karl Czernetz</i> : Die Gegenwart des Kommunistischen Manifests	4/6
<i>Klaus Dohrn</i> : Das christliche Mißverständnis	7—8/7
<i>Peter Dürrenmatt</i> : Eine Frage des politischen Klimas	10/13
<i>Heinrich Graf Einsiedel</i> : Jugoslawien	2/9
<i>Alfred Joachim Fischer</i> : Jugoslawische Interviews	2/11
<i>Konstantin Frank</i> : Kärntner Meditation	5/13
<i>Friedrich Funder</i> : Die große Alternative	3/2
<i>Alexander Giese</i> : Es geht um die Gemeinschaft	3/14
<i>Ernst Glaser</i> : Buttinger als Richter	3/16
<i>Ernst Halperin</i> : Journalismus als Geheimwissenschaft	9/5
<i>Jacques Hannak</i> : Rußlands neue Demarkationslinien	1/5
<i>Friedrich Heer</i> : Gespräch mit dem Feind	1/11
Das Kommunistische Manifest als religiöses Dokument	4/8
<i>Karl August Horst</i> : Ideologien sind ein Irrtum	3/10
<i>Felix Hubalek</i> : Der 17. Juni	4/14
Das Gewissen steht auf	7—8/13
<i>Bruno Kreisky</i> : Nach der Berliner Konferenz	3/5
<i>Benedikt Kautsky</i> : Jugoslawien	2/10
Und wenn es geglückt wäre?	7—8/12
Es gibt zweierlei Propaganda	10/11
<i>Jürgen von Kempfski</i> : Das kommunistische Palimpsest	3/7
<i>Georgios D. Lialios</i> : Griechenland ist ganz anders	2/13
<i>Herbert Lüthy</i> : Frankreichs doppelte Buchhaltung	2/6
<i>Alfred Maleta</i> : Propaganda und Weltanschauung	10/12
<i>Otto Mauer</i> : Rom — ein schwarzes Moskau?	4/15
<i>Clara Menck</i> : Der denazifizierte Hitler	1/16
Windstille und Wachsamkeit	2/15
<i>Gustav Mersu</i> : Brief aus Italien	5/14
<i>T. M.</i> : Ungarns „neuer“ Kurs	11/15
<i>Roland Nitsche</i> : Das Trennende	12/6
<i>Heinrich Opphoff</i> : Ist Formosa zu halten?	10/8
<i>Rudolf Pechel</i> : Kein Anlaß zur Sorglosigkeit	4/13
<i>Oscar Pollak</i> : Selbstkontrolle der Presse	12/8
<i>Julius Raab</i> : Prüfstein Österreich	10/3
<i>Ludwig Reichhold</i> : Es geht um beides	5/10
<i>Jean Rounault</i> : Arbeiterpriester zwischen Rom und Moskau	5/3
<i>Adolf Schärff</i> : Österreich ist lebensfähig	11/5
<i>Willi Schlamm</i> : Gerüstet und bereit	12/11
<i>Franz Josef Schöningh</i> : Das Gemeinsame	12/5
<i>Leopold Schwarzschild</i> : Die falsche Flagge	11/16
<i>Peter Strasser</i> : Die österreichische Arbeiterschaft und Deutschland	11/8
<i>Hans Thirring</i> : Gespräch über die H-Bombe	6/4
<i>Lujo Tonic-Sorinj</i> : Emotionelle Entlastung — rechtliche Klarheit	11/6
<i>Friedrich Torberg</i> : Gespräch mit dem Feind	1/11
Vor uns die Sintflut	5/2
Fußball und Fortschritt	7—8/16
<i>Adam Wandruszka</i> : Auf dem Wege zum Traditionsverband	5/11
Friedenskongreß einmal anders	7—8/15
<i>Erik G. Wickenburg</i> : Was ist eine Elite?	5/9
<i>Ernst Karl Winter</i> : Die christliche Verpflichtung	7—8/5

Einige der vorstehenden Beiträge erschienen im Rahmen folgender FORVM-DISKUSSIONEN („PRO UND CONTRA“)

Gespräch mit dem Feind (<i>Heer / Torberg</i>)	1/11
Jugoslawien (<i>Einsiedel / Kautsky / Fischer</i>)	2/9
Zur Situation des Sozialismus (<i>Bednarik / Giese</i>)	3/12
Glanz und Elend des Kommunistischen Manifests (<i>Kempfski / Czernetz / Heer</i>)	3/7
Über den Neonazismus in Deutschland (<i>Buchheim / Pechel</i>)	4/11
Junger Arbeiter und alte Partei (<i>Reichhold / Wickenburg / Wandruszka</i>)	5/9
Atombombe und Bergpredigt (<i>Winter / Dohrn</i>)	7—8/5
Der 20. Juli 1944 (<i>Abendroth / Kautsky</i>)	7—8/10
Sinn und Unsinn der Wahlpropaganda (<i>Kautsky / Maleta / Dürrenmatt</i>)	10/11
Das „Anschluß“-Problem (<i>Strasser / Tonic / Schöningh / Nitsche</i>)	11/6
	12/5

*

An Stelle eines Leitartikels	1/2
Glossen zur Zeit	1/3, 2/3, 3/3, 6/3, 7—8/2, 9/3, 10/2, 11/3, 12/3
1934 — 1945 — 1954	2/2
Vorsicht mit Glossen und mit Normalbürgern	4/4

KULTUR

FRAGEN DER KULTURPOLITIK	5/23
<i>Jörg Mauthe</i> : Die Stadt als Mäzen	
<i>Marianne Pollak</i> : Das Volk als Mäzen	
<i>Alfred Schmeller</i> : Der Staat als Mäzen	
FRAGEN DES ÖSTERREICHISCHEN RUNDFUNKS	
<i>Alfred Maleta</i> : ÖVP und Rundfunk	4/2
<i>Wilhelm Fuchs</i> : Rundfunkentwicklung seit 1945	4/3
<i>Rudolf Henz</i> : Antwort an die Rundfunk-Kritiker	10/15
ZUM THEMA „JUNGE GENERATION“	6/9
<i>Rudolf Wildenmann</i> : Weder Rebellen noch Artisten	
<i>Clara Menck</i> : Das Abenteuer des normalen Lebens	
<i>Friedrich Hansen-Loeve</i> : Der Auftrag heißt „Mensch“, nicht „Jugend“	
<i>Erwin Ringl</i> : Jugendselbstmorde	
HOCHSCHULWOCHEN IN ALPBACH	7—8/19
<i>Ivo Frenzl</i> : Studium naturale	
<i>Simon Moser</i> : Von 1945 bis heute	
<i>H. H. Stuckenschmidt</i> : In Erwartung des Neuen	
„Was ist Bildung?“ (Eine Umfrage unter Wissenschaftlern)	
<i>Friedrich Dessauer</i> : Über Wesen und Würde der Technik	9/10
<i>Kurt Greifeneder</i> : Ernst Jüngers Ost-West-Konflikt	1/22
<i>Friedrich Hansen-Loeve</i> : Arnold Toynbees wilder Westen	3/19
<i>Alfred Webers</i> Apokalypse	5/18
<i>Johannes Munk</i> : Museum Österreich	5/5
<i>Jörg Mauthe</i> : Der Festspielgedanke setzt sich durch	10/17
<i>Gerald Stourzh</i> : Unterrichtsfach „Gesellschaft“	9/12
<i>Hans Thirring</i> : Wissenschaft als Wirtschaftsfaktor	5/25
<i>Friedrich Torberg</i> : Sartre oder Die ehrbare Koexistenz	10/16
Die fröhlichen Ostlandfahrer	12/15
<i>August Zechmeister</i> : Kirche und Geistesfreiheit	5/7
<i>Heinz Zemanek</i> : „Spring, Bub!“ oder Das technische Gruseln	1/8
Rechenmaschine — wohin?	6/6
Kulturkongreß 1953	1/31

LITERATUR

DIE JUNGE LITERATUR ÖSTERREICHS UND DEUTSCHLANDS	7—8/34
Herbert Eisenreich: Worin besteht der Unterschied?	
Karl August Horst: Besteht überhaupt ein Unterschied?	
FRANZ KAFKA (Zur 30. Wiederkehr seines Todestags)	6/19
Franz Theodor Csokor: Der erste Nachruf	
Willy Haas: Der Klassizist Franz Kafka	
Erich Heller: Tantalus als Mathematiker	
Heinz Politzer: Gottesfinsternis	
Friedrich Saathen: Kann man Kafka vertonen?	
Zeitkritisches von Kafka	
KARL KRAUS (Zur 80. Wiederkehr seines Geburtstags)	4/18
Hans Heinz Hahnl: Neun Jahre Karl Kraus	
Helene Kann: Karl Kraus und sein Alltag	
Alfred Polgar: Den Besten seiner Zeit genug getan	
Friedrich Torberg: Zwischen Schmutzeln und Höllengelächter	
Karl Kraus: Immergrün	
Damit sie's wissen	
K. L. Ammer: Zwei Rimbaud-Übertragungen	7—8/33
Max Brod: Buch-Kuriosa	10/29
Rudolf Brunngraber: „Fegefeuer“-Traumwanderung	3/17
Milo Dor: Revolte der Mittelmäßigkeit	2/18
Drei Antworten an Dor:	
O. M. Fontana, O. Basil, H. Weigel	2/19
Jeannie Ebner: Die Symbole der Hilflosigkeit	10/28
Oskar Maurus Fontana: Die österreichische Literatur 1953	1/20
Fritz Hochwälder: Die Herberge	11/23
Alexander Lernet-Holenia: Beschreibung einer Bahnfahrt in	
Spanien	1/18
Hugo von Hofmannsthal	2/17
Eine Anmerkung zur modernen Lyrik	7—8/32
Ein Gedicht, kommentiert	9/24
Drei österreichische Gedichte	12/25
George Mikes: Kleine Polarlichter	6/16
Rede wenig, bade viel	9/13
Schwedenplatte	12/17
Piero Rismondo: Italo Svevo, der Dichter des alten Triest	11/21
Felix Stössinger: Hermann Broch	5/16
Italo Svevo: Bruchstücke aus dem Nachlaß	11/22
Jesse Thoor: Gedichte	3/19
Friedrich Torberg: Die Reifeprüfung	6/15
Der siebzehnjährige Max Brod	6/24
Der wartende Godot (Eine Parodie)	7—8/33
Kleines Requiem für Joseph Roth	9/28
Hans Weigel: Wippchen und das Weltgericht	5/20
Harald Zusanek: Henker und Gehenkte	10/27
Deutsche Dichtkunst im August 1914	7—8/4
Was ist und zu welchem Ende studieren wir Kindermanns	
„Wegweiser“?	9/24
Ein „Wegweiser“ um 1840	10/30
Die besten Romane des Jahres 1954	11/19
Ratgeber für Geschenkbücher	12/23

THEATER

SALZBURGER FESTSPIELE 1954	7—8/24
Gert von Gontard: Ein Vorschlag zur Neubelebung	
Egon Hilbert: Schöpferische Pause	
Josef Kaut: Festspielwiese Europa	
Ernst Lothar: Es muß für alle gespielt werden	
François Bondy: Dreifache Spiegelung	3/23
Friedrich Hansen-Loeve: Warten auf Godot	5/16
Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Personenverzeichnisse und ihre Folgen	2/22
Ernst Lothar: Hofmannsthals Erweckung Salzburgs	9/18
Oscar Fritz Schuh: Zur Situation des Schauspiels	7—8/28
Heinrich Strobel: Zur Situation der Oper	7—8/29
Friedrich Torberg: Hexenjagd	5/27
Und was tun wir 1957?	9/19
Manfred Vogel: Programmheft gefällig?	7—8/31
Adam Wandruszka: Venedig hat Salzburger Probleme	10/19
Hans Weigel: Das -y des Kolumbus	3/24
Drei Antworten an Weigel:	
P. Fürdauer, J. Glücksmann, F. Kalbeck	3/25
KRITISCHE RÜCKSCHAU (mit Spielplan und „Wiener Theaterkalender“)	
1/24, 2/20, 3/22, 4/28, 6/27, 7—8/38, 10/18, 11/28, 12/26	

MUSIK

H. A. Fiechtner: Musikkongreß in Rom	3/27
Ausländisch Lied — ein garstig Lied	4/25
Strawinsky auf dem Kapitol	5/28
An der Liederfront engagiert	5/30
Musikalisches Theater	11/24
Ernst Krenek	12/22
Erwin Mittag: Schönbergs nachgelassene Oper	4/27
Studio Bayreuth	9/22
Friedrich Saathen: Dezember-Bilanz	1/26
Begegnung mit Zeitgenossen	2/24
Nicht Rosen bloß	3/26
März-Bilanz	4/24
Wiener Spezialitäten	5/29
Mai-Bilanz	6/26
Es begann mit Schubert	7—8/44
Roland Tenschert: Penelope	9/21
Bruno Walter: Über die Klarheit in der Musik (I. und II.)	11/26
	12/21
Friedrich Wildgans: Schönberg und die Wiener Schule	10/20

BILDENDE KUNST

ÜBER DIE NEUE „ÖSTERREICHISCHE GALERIE“	9/29
(E. H. Buschbeck / F. Th. Csokor / F. Wotruba)	
Werner Hofmann: Die Bilder des feuilletonistischen Zeitalters	5/21
Von der Zeit gezeichnet	10/22
Der österreichische Maler Romako	11/30
Wolfgang Kudrnofsky: Der Photograph sieht mehr als da ist	9/31
Ernst Köller: Makart oder Die ausgenützte Zeit	7—8/42
Jörg Mauthe: Situationsbericht	1/29
Floras Fauna und Flora	2/28
Die Odyssee Kurt Absolons	4/17
Kurt Moldovan: Künstler, Käufer, Funktionäre (mit Zeichnungen des Verfassers)	7—8/40
Claus Pack: Das Plakat: ein Anschlag	3/28
Alfred Schmeller: Schönheit, behördlich verordnet	2/26
Der Bildhauer Wander Bertoni	6/29
F. Thörn: Picasso oder Das ungenützte Mandat	7—8/44

FILM

Alfred Korn: Die unerwünschte Rückkehr des Don Camillo	1/27
Zar und Flimmermann	3/21
Der Tonfilm ist asynchron	4/29
Hans Sahl: Tscha-Plin und Tschu En-Lai	9/23
Wieland Schmied: Rilke und Lili	2/30
Cinemascope	12/29
Otto Soyka: Ich komme aus einem Gangsterfilm	10/26
Friedrich Torberg: Die letzte Brücke	5/30
Rubel und Rosenhügel	7—8/45

*

Beiträge ohne Autorennamen sind Gemeinschaftsarbeiten der Redaktion.

Chiffren oder Initialen, mit denen die Mitarbeiter regelmäßiger Rubriken ihre Beiträge signieren, wurden nicht eigens angegeben. Dies bezieht sich vor allem auf die Rubrik „Glossen zur Zeit“ und auf die Theater-Rubrik („Kritische Rückschau“).

Die mit „P. S.“ bezeichneten „Post Scriptum“-Glossen von Friedrich Torberg finden sich an verschiedenen Stellen beinahe aller Hefte und sind, da sie nicht übersichtlich zusammengefaßt werden konnten, im Inhaltsverzeichnis nicht enthalten. Ähnliches gilt für die „Marginalien“ (Zitate), für die „Antworten der Redaktion“, die „Hinweise“ u. a. m.

Das FORVM DES LESERS (mit Zuschriften und Entgegnungen) erschien in den Heften 2/31, 3/31, 4/30, 5/31, 6/17, 9/15, 12/19.